

W/2
19683

Unsere Erlebnisse

in der Zeit der Bolschewiken-Herrschaft
in Riga vom 3. Januar bis
zum 22. Mai 1919

A. v. Ungern-Sternberg

225.839

W. $\frac{2}{19683}$
80.171

Dubl. XW
9

287258
Unsere Erlebnisse

in der Zeit der Bolschewiken-Herrschaft
in Riga vom 3. Januar bis
zum 22. Mai 1919

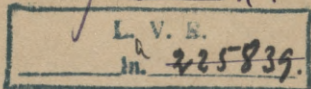
A. v. Angern-Sternberg

Riga, 1929

Kommissions-Verlag von Ernst Plates A.-G.

W-
B-
KK

~~57-58.240K.~~

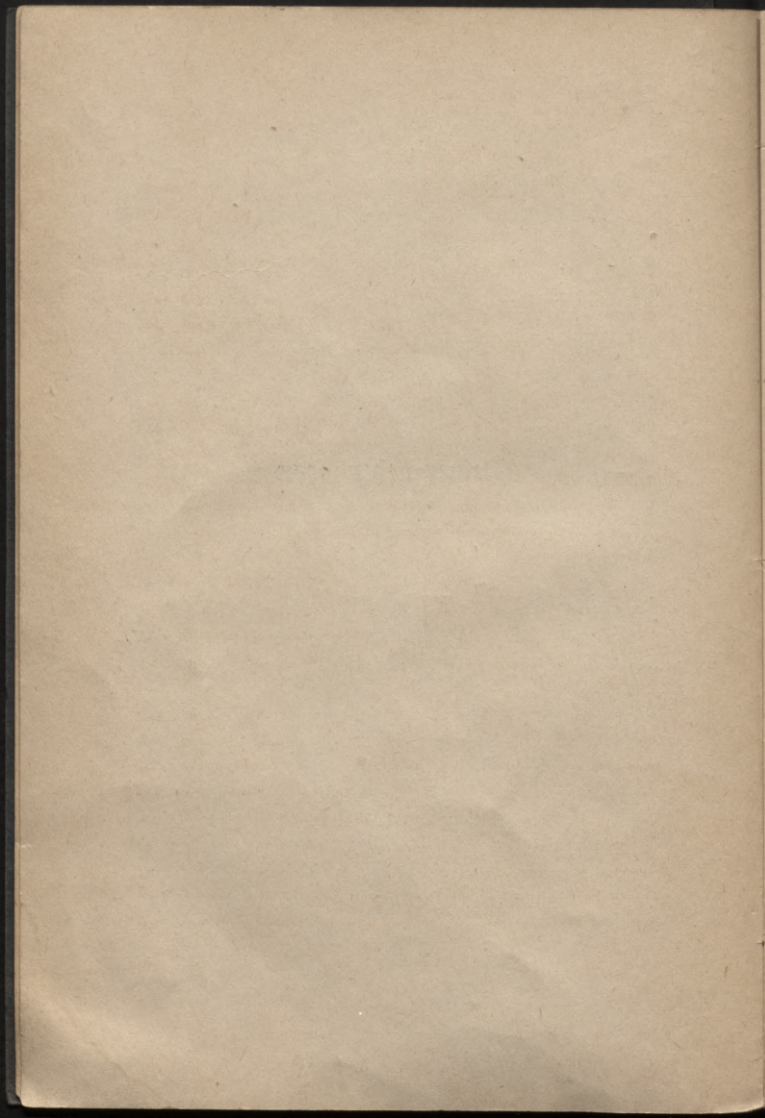


03050410271

Der Ertrag ist für den Unterhalt der
Landeswehr-Krieger-Gräber bestimmt



Meiner lieben frau



Das Jahr 1918 ging zu Ende. Das Baltische Land lebte unter dem Eindruck des unerwarteten und unbegreiflichen Zusammenbruchs der deutschen Westfront und der Abdankung und Flucht des deutschen Kaisers nach Holland, — in banger Erwartung, was die Zukunft bringen werde. Am 18. November hatten Vertreter verschiedener lettischer Parteien und Vereine die Republik „Latvija“ proklamiert und eine provisorische Regierung mit Karl Ulmanis (Bauernbund) an der Spitze gewählt. Auf Verlangen der Entente hatte der Rückzug der deutschen Okkupationstruppen aus dem Baltikum bereits vor Proklamierung des lettischen Staates begonnen, — wodurch das Land schutzlos gegen die aus Rußland anrückenden Bolschewiken wurde. Der „Baltische Nationalausschuß“, die politische Vertretung der Deutsch-Balten, hatte, um das bedrohte Land zu schützen, im November die Baltische Landeswehr ins Leben gerufen, die damals größtenteils aus gänzlich kriegsungeübten Jünglingen und Knaben bestand.

In der Schloßstraße begegnete ich einem Zuge jugendlicher Feldgrauer. Sie führten zwei Maschinengewehre mit sich und zogen mit Gesang die Straße hinunter. Das war die Baltische Landeswehr, die das Land verteidigen sollte! — So zog 1914 Jung-Deutschland mit Begeisterung in den Krieg. — Wo war jetzt die Begeisterung in Deutschland geblieben? — Sie war geschwunden, weil diese Jugend, die für eine große Idee, zum Schutz des Vaterlandes, in den Kampf gezogen war, in Belgien und Frankreich begraben unter dem

Rasen lag und müde Männer die Waffen weggeworfen hatten. — Wie wird es unserer lieben, deutschen Jugend ergehen — und was steht ihr und uns allen bevor?

Die völlig demoralisierten Reste der ehemaligen VIII. deutschen Armee (Ob-Dst), die mitkämpfen sollten, versagten gänzlich. — Den deutschen Truppen folgten auf den Fuß in Est- und Livland russische, bolschewistische Horden, denen sich viele gleichgesinnte örtliche Bewohner anschlossen. Die Landeswehr versuchte den Bolschewiken zuerst bei Ramoškų, Ligat und Segewold, dann bei Hingenberg und Oger vergeblich Widerstand zu leisten. — Die Zeitungen schrieben, der Eindrang der Feinde werde aufgehalten werden, — aber unaufhaltbar rückten die Bolschewiken näher an Riga heran. Aus Estland waren mein Bruder und meine Schwester Anna, vor den Bolschewiken flüchtend, eingetroffen. Mein Bruder verlebte den Weihnachtsabend mit uns und verließ in den letzten Dezembertagen Riga und reiste zu seiner Frau nach Deutschland, meine Schwester blieb aber bei uns.

Ich war Mitglied des Verwaltungsrates des Polytechnikums in Riga. Auf der letzten Sitzung, auf welcher der Präses Bernhard von Schubert mitteilte, daß er zu seiner schwerkranken Tochter in die Schweiz reisen müsse, — erklärte ich — auf Anfrage, daß ich in Riga bleiben würde. — Ich hatte in der Kriegszeit drei Jahre lang, zuerst in Schweden, dann zu Deutschland mit meiner Familie gelebt, — geflüchtet vor der Verschickung nach Sibirien, die mir als „germanophilem Baron“ sicher bevorgestanden hatte, — und wollte nicht noch einmal das Flüchtlingselend durchmachen. Zudem unterschätzte ich die Gefahr, da ich nur unsichere Nachrichten über bolschewistische Gewalttaten bekommen hatte. Bestärkt wurde mein Entschluß noch durch Versicherungen von Be-

kannten, keinenfalls Riga verlassen zu wollen, — prahlerische Tapferkeits-Erklärungen, die vielerseits schon am nächsten Tage durch heimliche Flucht Lügen gestraft wurden. —

Ebenso tapfer war die „Rigasche Zeitung vereinigt mit dem Rigaer Tageblatt“, die noch am 30. Dezember schrieb:

„Schon brach der Kampfesmorgen an
auf, laßt die Schwerter uns ziehn,
besser doch sterben als aufrechter Mann
denn als Feigling entfliehen“.

Am 31. Dezember richtete die genannte Zeitung an „alle Männer in verantwortlichen Stellungen“ die Aufforderung „hier zu bleiben“. Darauf brachten die Redakteure sich selbst in Sicherheit.

Irreführend war auch besonders die Erklärung der Engländer, welche die provisorische lettische Regierung am 31. Dezember durch Maueranschlag veröffentlichte:

„Englische Kriegsschiffe werden Stadtteile, in welchen Unruhen entstehen sollten, unter Artilleriefeuer nehmen.“
Statt dessen dampften die englischen Schiffe in der Frühe des 3. Januar aus der Düna ab.

In den Kaiserwald erhielten wir keine Nachricht, daß in Riga die führende deutsche Gesellschaft, die nicht mit der Eisenbahn hatte wegfahren können, auf dem entsetzlich überfüllten Dampfer „Roma“ nach Deutschland sich einschiffte. — Wir verlebten in gedrückter Stimmung den Sylvesterabend und den Neujahrstag 1919. Am 2. Januar ging ich zur Stadt und fand die ganze Bevölkerung in größter Erregung. Die Bolschewiken standen vor Riga und in den nächsten Stunden war ihr Einzug zu erwarten.

Nach Hause zurückgekehrt, fand ich meine Familie mit eiligem Aufbruch zur Stadt beschäftigt. Außer der Anschaf-

fung von einigen Lebensmitteln, — Grütze, Mehl und getrockneten Bohnen — war die einzige Vorforge, die ich hatte treffen können, daß ich für alle Fälle in Riga eine unmöblierte Wohnung, im v. Tiefenhausenschen Hause gegenüber dem Schützengarten, Weidendamm Nr. 1 B. 13, — gemietet hatte. — Es gelang uns einen Schlitten zu beschaffen und einige Möbel und die nötigsten Sachen in die Stadt zu bringen. — Ich kehrte abends zurück, um den Rest der verpackten Sachen abzuholen.

Der Einzug der Bolschewiken hatte bereits begonnen, als wir, unsre Köchin, meine Stieftochter und ich, frühmorgens am 3. Januar in die Stadt fuhren. Wir begegneten einem Trupp bewaffneter Rigascher Bolschewiken, die uns auf die Erklärung, daß wir zur Stadt zögen und keine Waffen bei uns führten, — weiterfahren ließen. Unser Haus im Kaiserwald vertrauten wir einem alten Reichsdeutschen, mit Namen Kirsch an, der kürzlich aus russischer Gefangenschaft zurückgekehrt war.

Wir hatten nur wenige Tage in Riga verlebt, als Kirsch zu uns kam und meldete, daß unser Haus von bolschewistischem Militär besetzt worden sei und dringend bat, daß jemand von uns zurückkäme, um Haus und Mobiliar vor Schädigung und Plünderung zu schützen. Daraufhin entschloß sich meine Frau, in den Kaiserwald zurückzukehren, da wir annahmen, daß Frauen weit weniger einer Gefahr ausgesetzt wären, als Männer.

In unserem Hause fand meine Frau ungefähr 20 Bolschewiken vor, unter diesen einen alten russischen Oberst und dessen jungen Sohn, 4 Kommissare und Soldaten. Der Oberst, offenbar aus guter Familie, betrug sich durchaus höflich und korrekt, hatte aber nicht viel zu sagen, da die Kommissare die alles Bestimmenden waren. Meiner Frau, die sich als

Besitzerin des Hauses vorstellte, wurde ein Zimmer gelassen, doch war es ihr unmöglich, dort die Nacht zu verbringen, da sich die Kommissare und Soldaten nachts höchst unanständig aufführten, — und meine Frau folgte der freundlichen Aufforderung unserer Nachbarn, Dr. med. Svenson und Frau, bei ihnen zu nächtigen. Doch auch der Aufenthalt tagsüber wurde ihr bald unmöglich gemacht. Sie wurde von einem Kommissaren überrascht, als sie Sachen in Sicherheit bringen wollte, und wurde von ihm grüßlich beschimpft und geschlagen. Daher verließ sie das Haus und kam nach Verlauf einer Woche zu mir nach Riga. — Nach weiteren 8 Tagen meldete uns der alte Kirsch, daß die Bolschewiken an die Front abgezogen seien. Infolgedessen zogen meine Frau und meine Schwester wieder zurück um unser Haus und Eigentum zu schützen und blieben dort eine Zeitlang unbehelligt.

Die Rote Fahne, Organ der Soldatenfektion der Sozialdemokratie Lettlands, brachte am Sonntag den 5. Januar 1919 Verordnungen des Revolutionären Kriegskomitees Rigas und Lettlands und folgendes:

Manifest der

Arbeiter-, Landlosen- und Schützenräte-Regierung Lettlands,
— in dem es hieß:

„Wir erklären für abgesetzt und gestürzt alle bisherigen Regierungen, Institutionen, Einrichtungen, Organisationen... An Stelle dieser alten Machtorgane tritt die Diktatur des Proletariats, — die bewaffnete Gewalt der Arbeiter-Räte... Hinter uns steht in erster Reihe die Russische Sozialistische

Föderative Sowjet-Regierung, mit der wir auch fernerhin aufs innigste vereint bleiben werden, nicht nur mit äußerlichen Banden . . .

Auf zu den Waffen!

Es lebe die rote Regierung Lettlands!

Es lebe die Weltrevolution!"

In der Nr. 2 der R o t e n F a h n e erklärte der im Ritterhaus residierende Vorsitzende der Räte-Regierung Lettlands, Genosse P. Stutjska:

Unser P r o g r a m m :

„die wohlhabenden Klassen müssen vernichtet werden“, — „ein Staat der proletarischen Diktatur“ wird aufgerichtet und „der Klassenkampf verwandelt sich in einen bewaffneten Bürgerkrieg“, — „wir erklären den Krieg der Verbreitung des geistigen Giftes, welches sich in der bürgerlichen Presse, bürgerlichen Schule und der der Bourgeoisie dienenden Kirche abspielt“. —

Die Rote Fahne brachte in der Folge endlose Verordnungen und Bekanntmachungen der Räteregierungsinstitutionen, des Zentralvollzugskomitees, der Zentralbüros, der Kommissariate, der Arbeits-Abteilungen und Sektionen, der mannigfaltigsten professionellen Einrichtungen und Verbände, der Instruktionsinstitute und Informations-Abteilungen u. s. w. u. s. w., Verordnungen und Vorschriften ohne Ende. Das war alles typisch russisch, ein Hohn wirklicher durchdachter Organisation, — aber die Zusammenfassung der Bevölkerungen in Gruppen und Arbeits-Abteilungen, war listig eronnen, um überall Spizel einzuschieben, — ein System, das sich in Rußland bewährt hat.

Vom 17. — 19. Januar veröffentlichte die Rote Fahne den Wortlaut der Briefe des livländischen Landmarschalls aus

der deutschen Okkupationszeit, die im Ritterhause zurückgelassen waren. Sie enthalten dessen persönliche Ansichten, die durch die damalige politische Lage Deutschlands erklärlich sind. (Die Briefe sind datiert vom 6. und 27. September und 3. November).

Noch mehr als die Barone und die Bourgeoisie wurden die Volks- und Sozialverräter: Ebert, der Henker Noske und besonders Scheidemann beschimpft und ihnen die Schuld an der Ermordung von Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht, — welche die Rote Fahne mit dickem schwarzem Trauerrand mitteilte, — und das Wüten gegen die Spartakisten, — zugeschoben.*) Von den Todesurteilen des Revolutionstribunals kamen nur wenige in die Rote Fahne, unter den ersten das des Propstes des Rigaschen Sprengels Xaver Marnitz (am 30. Januar 1919).

Charakteristisch war die sich wiederholende Erklärung, daß die Idee der Mäterepublik nicht siegen könne, wenn die erfreulich fortschreitende Weltrevolution nicht überall durchgeführt werde. Auf einige Länder könnte sich der Bolschewismus nicht beschränken. — Ausnahmslos töricht und unausführbar waren die landwirtschaftlichen Vorschläge, berechnet für ganz urteilslose Leser.

Die Nachrichten aus dem Auslande zeigten, daß der Schriftleitung auswärtige Zeitungen zur Verfügung standen. Sie waren oft für die hiesigen Leser besonders zugestutzt, doch lernte man bald, zwischen den Zeilen zu lesen und erfuhr so einiges aus der Außenwelt. Zuweilen brachte die Zeitung auch Aufsätze, die lesenswert waren, besonders solche geschichtlichen und kulturgeschichtlichen Inhalts. Diese waren nur mit An-

*) In Rußland stehen sich Bolschewiken und Menschewiken (Sozialisten) todsfeindlich gegenüber.

fangsbuchstaben unterzeichnet, so daß ihre anonymen Verfasser mir unbekannt geblieben sind. — Ich besitze ausnahmslos alle Nummern der Roten Fahne, auch die vom 22. Mai.

Eine hiesige Deutsche, die „blutige“ Veronika Kroeger, schmückte die Rote Fahne sehr häufig mit ihren nicht talentlos abgefaßten heizerischen und den Bolschewismus verherrlichenden Gedichten, obgleich die Wut der Bolschewiken offensichtlich besonders gegen die deutsche Oberschicht gerichtet war.

Die ganze staatliche Wirtschaft und die Arbeit der Bevölkerung wurde nominell den Räten der Arbeiter und Soldaten unterstellt, in Wirklichkeit der unbeschränkten Willkür einer verbrecherischen Clique, die alles leitete. In allen Behörden und allen Anstalten wurden als Vorgesetzte Arbeiter eingesetzt, die nichts von der Sache zu verstehen brauchten, aber den Einfluß der „Burguis“ vernichten sollten. Die bisherige Führung und Autorität wurde überall abgeschafft. Das setzte sich bis in die kleinste Werkstube der Handwerker fort, wo der Lehrling jetzt überall mitredete und sich jede Frechheit gegen seinen Meister erlauben konnte. Das Resultat war, daß alles stockte und versumpfte.

Die Bolschewiken prahlten mit ihrer Gemeinheit, und alles, wodurch Gefühle der Ehrfurcht verletzt und gekränkt werden konnten, geschah. Die Kirchen wurden Versammlungsorte, in denen der Pöbel, — selbstverständlich die Männer mit den Nützen auf den Köpfen, — rauchend und spuckend saß, und die Lasterreden der Führer von den Kanzeln mit Beifallsrufen und Schimpfreden begleitete. — Ganz besonders kränkend für mich war, daß gerade Deutsche, größtenteils zurückgebliebene reichsdeutsche Soldaten, in den Kirchen

mit gotteslästerlichen Reden sich hervortaten, und wieder einmal hezten hier törichte Deutsche mit Erfolg gegen Deutsche. —

Nichts ist so charakteristisch für den Bolschewismus wie die Tatsache, daß dem Judas Ischariot irgendwo in Rußland ein Denkmal gesetzt worden ist, eine Verherrlichung des feigen, heimtückischen Verrats. Die Erfolge der Bolschewiken in Rußland beruhen tatsächlich auf der bis in die engsten Familienkreise eindringenden Angeberei. Dadurch gibt es, wie mir eine Russin sagte, in Rußland jetzt überhaupt keine anständigen Menschen mehr. — Die Bolschewiken hatten auch in Riga vollen Erfolg mit diesem Gift. Niemand war vor Verleumdung und Denunziation sicher, die vielen das Leben gekostet haben.

Gleich nach Einzug der Bolschewiken begannen die Verhaftungen der „Burguis“ und die Ausplünderungen der Wohnungen, die Ausraubung der Banken und der Waren-geschäfte. Zuerst wurden die Hauseinrichtungen der Geflüchteten weggeführt, dann die der wohlhabenden Bewohner, die obdachlos auf die Straßen gewiesen wurden. In vielen Waggonladungen wurden Möbel und Hausgerät nach Rußland abgeführt. Besonders beliebt waren die Wäschevorräte. Solche Schätze von Linnen, Bett- und Tischwäsche, wie sie sich bei deutschen Hausfrauen aus Väterzeit ansammeln, sind in Rußland etwas Unerhörtes. Das war eine äußerst erwünschte Beute. Die geraubten Sachen, Möbel und Hausgerät, wurden hauptsächlich in die Ukraine weggeführt und dafür sollten Korn und Lebensmittel nach Riga gebracht werden.

Das Polytechnikum wurde in eine Volks-Hochschule verwandelt. Ein bisheriger Dozent namens Kirstein, ein Lette,

hatte bei dieser Umwandlung eine bestimmende Stellung. Ich machte seine Bekanntschaft, er war sehr zuvorkommend gegen mich und ließ mir einen Schutzbrief auf 14 Tage Gültigkeit ausstellen, daß ich als bisheriges Glied des Verwaltungsrates, bis zur definitiven Neuordnung, eine beratende Stellung in der Hochschule habe. Dieses Zeugnis ist noch einmal verlängert worden. Dann erklärte Kirstein, daß er es nicht weiter erneuern könne. — Eine Legitimation, die ich dem Hausmann für Anschreibung bei der Bolschewiken-Polizei übergeben mußte, habe ich nicht zurückerhalten. —

Ich saß zu Hause, ging selten auf die Straße, sägte mit unserem Hausmann Brennholz auf dem Hofe und erwartete, was das Schicksal mir bringen werde. Dieses Warten wurde allmählich zu einer nervenzerrüttenden Qual. Ich bekam zuweilen Besuch von Bekannten und Freunden, auch von bisher mir Fremden — und durch diese Nachrichten, die von Tag zu Tag böser lauteten, — über die Gefangennahme von Männern, besonders solcher in führenden Stellungen, die ohne Angaben von Gründen oder auf irgend eine Denunziation hin erfolgten. Die Verhaftungen fanden fast immer nachts statt, und ich mußte mich auf sie gefaßt machen. Die Vorbereitung bestand nur darin, daß ich ein kleines Körbchen mit einigen notwendigen Wäschestücken füllte, und mich nachts nicht entkleidete. Daher schlief ich erst am Morgen ein, wenn ich annahm, daß die Gefahr für diese Nacht vorüber sei.

Ich grübelte und sann nach über Rußland und die Russen, die uns mit dem Bolschewismus beglückt hatten. In keinem Lande der Erde hatte man bisher so frei und bequem leben können, wie in diesem Polizeistaat, — nicht in den Grenzländern, — sondern dort im Innern des Reiches bei den

echten Großrussen in Moskowien. Da für jeden Menschen, der etwas leisten konnte, der Verdienst und Erwerb ein leichter und reichlicher war, konnte man so gesellig und breit leben, wie nirgends in Deutschland, — und die ungezwungenen, liebenswürdigen Umgangsformen, die herzliche Gastfreundschaft, schufen angenehmen Verkehr.

Und doch blieb ein Gegensatz zwischen Russen und Deutschen bestehen, solange diese noch nicht russifiziert waren, was bei den Reichsdeutschen, im Gegensatz zu den Balten, häufig schon in der zweiten Generation eintrat, — sie waren für die Russen „die verfluchten Wurstmacher“ *). — Eine in meine Verwandtschaft hineingeheiratete Russin sagte mir einmal: „Warum die Deutschen in Rußland unbeliebt sind? Sehen Sie, überall kriechen sie hinein, — am Kaiserlichen Hof, in den Ministerien, im Militär, auf den Fabriken, — wo Russen sein könnten, sind Deutsche, überall fressen sie russisches Brot und schimpfen noch über die Russen“.

Ein vielseitig begabter Russe, zu dem ich eine Zeitlang in recht freundschaftlichen Beziehungen gestanden hatte, sagte mir: „Alle die hohen Beamten in Rußland, welche Deutsche sind, sind Schufte. Denn die Deutschen sind bei uns so unbeliebt, daß sie nur durch krähige Mittel zu so hohen Stellungen gelangen können.**)“ Dies ist typisch-russische Mentalität.

Waren die Russen nicht begabte und talentvolle Menschen? Auf der Bühne, im Theater waren sie die ersten Künstler der Welt, ihre Schriftsteller schrieben eigenartig, interessant

*) Kolbasnik = Wurstmacher, Schimpfnamen für die Deutschen.

**) B. L. S. Als stellvertretender Vorsitzender der Smolensker Semstwo (Landschafts-Versammlung) verspielte er später eine bedeutende Summe Semstwo-Gelder. Man verklagte ihn nicht bei Gericht, sondern betanlagte ihn nur, das Gouvernement zu verlassen.

und wurden überall gelesen, auch in der Malkunst und in der Musik leisteten sie Hervorragendes! Waren sie nicht fähig zur Selbstaufopferung für eine Idee, — und für eine solche bereit Hunger und Durst, Schmerzen und Qualen, zu ertragen, — die Frauen heldenmütiger als die Männer?

Woher stammte die Todfeindschaft des russischen Arbeitervolkes gegen alles was an Besitz, Bildung, Gesittung, Gesinnung über die Proletarier hinausragte? Woher dieses Evangelium der Hölle, daß sie ein glücklicheres Leben führen würden, wenn sie ihre Oberschicht vernichtet und ausgerottet hätten, — diese Lehre, die jetzt auch hierher gekommen war?

Sch durchdachte die Geschichte der Großrussen.

Die Fürsten von Moskau waren mächtig geworden als Steuereintreiber der Tribute von den anderen nordrussischen Fürstentümern, für die sie allesamt beherrschenden Mongolen. Vor den Mongolen-Chans hatten sie auf der Erde gelegen, waren an ihren Thron herangefrohen, hatten sich auf dem Fußboden, zum Zeichen der Unterwürfigkeit die Schädel wund geschlagen, — und zu Hause hatten sie ihr Volk gedrückt und gepeinigt, — wie die Fürsten so die Bojaren ihre Untergebenen und Bauern, und unter diesen die Dorf-Bucherer, die Kulaki, — die Dorfarmen, — überall bedrückte und mißhandelte der Stärkere den Schwächeren. — Mit den Mongolen fanden, von den Fürsten bis zu den Bauern, Ehen und Blutsverbindungen statt. Aus der Vermengung von Slaven, Finnen und Mongolen entstand das Volk der Großrussen, Menschen, die nicht das Recht, sondern die rohe Gewalt als oberstes Gesetz anerkannten und ausübten, und wiederum vor der Gewalt und der Rache der Gepeinigten und deren hinterlistigem Muehelnord zitterten. Um sich gegenseitig vor einander zu schützen, wurde Angeberei,

Treulosigkeit und Verrat allgemein großgezüchtet, — wurde in diesem charakterlosen Volke die Ehrlichkeit ausgetilgt. — Die Geschichte Moskaus ist die Geschichte eines grausamen, asiatischen Mischvolkes, in welchem die bösen Eigenschaften der Asiaten dem Ganzen den Stempel aufdrückten, ein Volk von Schwärmern und leidenschaftlichen, hinreißenden Rednern, dem die Ehrbegriffe der Germanen und Romanen nicht nur fehlen, — sondern auch widerstreben, — das gründliche und systematische Arbeit scheut, diese dem „akkuraten“ Deutschen überlassend. Nicht, daß es ihnen an Selbsterkenntnis fehlte. Ihre Dichter und Schriftsteller sagen ihnen genug bittere und ironische Wahrheiten. — Turgenjefß schreibt: „Wenngleich mit dem Verschwinden eines Volkes von der Erdoberfläche alles das verschwinden müßte, was dies Volk hervorgebracht hat, so könnte unser liebes orthodoxes Rußland geradezu in den Tartarus versinken, ohne daß dabei auch nur ein einziger Nagel, auch nur eine einzige Stecknadel verloren ginge“.

Die Russen fanden das treffend und freuten sich über die talentvolle Darstellung ihrer Typen. Nicht die geringste Beeinflussung zum Besseren wurde erreicht, wohl aber ließen sie sich beeinflussen von Schriftstellern, die in ihren Köpfen die Verwirrung der Rechtsbegriffe noch steigerten.

Auf diesem Boden war der Nihilismus aufgewachsen und jetzt der Bolschewismus groß geworden, — groß im Zerstören und gänzlich impotent zum Aufbauen. Der Bolschewismus ist die Vollendung des „echt russischen Geistes“ der Großrussen, — der bei allen unterworfenen Völkern und bei allen Slawen, mit denen sie in nähere Berührung kommen, — verhaßten slawisch-tatarischen Moskowiter.

So blieb es bis in unsere Zeit bei Hoch und Niedrig, am Zarenhof und im Dorfe, in Moskau und in Petersburg.

Und über diesem allem stand die Unwahrheit vom „heiligen“ Rußland, von allerlei Eigenschaften, die sie sich andichteten und die sie nicht hatten, — Liebe und Toleranz, — stand ein prahlerischer Dünkel, der sich erhaben hielt über dem „verfaulten“ Westen. Eine tiefempfundene Feindschaft gegen alles Europäische brach immer wieder durch, wie vor 400 Jahren, so auch heute. Der gewaltige Peter köpfte eigenhändig die gegen seine Europäisierungs-Versuche sich Auflehrenden, bis ihm, dem Kraftmenschen der Arm steif wurde, — vergeblich, — Großrußland blieb Asien und steht nur auf der Landkarte als zu Europa gehörig verzeichnet.

Jetzt waren geflüchtete Mörder aus der Zeit der lettischen Revolution von 1905 und 1906 als Bolschewiken hergekommen. Alle hiesigen Führer und Häuptlinge, die Genossen Stutschka, Danischewski, R. Endrup, D. Karllin u. a. waren Letten. Ihnen hatte sich hier jegliches Gefindel zugesellt, auch Deutsche und Feldgrane aus der „Eisernen Division“. — Nicht nur in Riga wurde gewütet, auch auf dem Lande, wo die entlaufenen Revolutionshelden sich an allen rächen konnten, die 1905 nicht mitgemacht hatten. Der Alt-Schwanenburgische Prozeß 1925 gegen diese vielfachen Mörder zeigt uns nachträglich, wie sie unter den anständigen, religiösen Letten, den „grauen Baronen“, gewütet haben, Rache nahmen und ihre Opfer marterten. Jeder Schuft, der einen Feind hatte, konnte ihn jetzt vor das Tribunal schleifen und morden lassen. — „Aus dem Osten kommt das Licht“, sagen die Russen, die sich an einer Phrase zu begeistern lieben, — „aber auch die todbringende Pest zu allen Zeiten,“ müssen wir antworten. —

In Riga trat bald großer Mangel an Lebensmitteln und schließlich Hunger ein, da die Bauern fürchteten, daß ihre Erzeugnisse ihnen nicht bezahlt würden. Sie blieben zu Hause und versteckten ihre — durch Lieferungen an das deutsche Militär schon vorher verringerten Vorräte.

Wir lebten in der Stadtwohnung zusammen, die Köchin, meine Stieftochter und ich. Unsere Nahrung bestand abwechselnd aus Mehlkuchen, mit Wasser gekochter Gerstengröße und Bohnen. Von diesen Lebensmitteln hatte ich kurz vor dem Einzug der Bolschewiken einen Vorrat eingekauft. Diese Nahrungsmittel zogen aber auch unzählige Mäuse in unsere Wohnung, deren wir uns nicht erwehren konnten, so viele ich auch wegging. Meine Frau schickte uns zuweilen etwas Milch aus dem Kaiserwald. Die Köchin kaufte mir auch Pferdefleisch, ekelhaftes blaues Fleisch von alten Tieren, das mir widerstand. Ebenso konnte ich eine magere Krähe nicht essen. Man bekam auch gestampfte Stacheln zu kaufen, selbstverständlich mit allen Würmern als schwarzen Brei, den ich mit Essig und Senf in kleinen Portionen lieber als das übelriechende Pferdefleisch aß.

Unsere Köchin Zula, eine Estin, ein tüchtiger Arbeitsmensch, war Sozialdemokratin, eine erklärte Feindin der Reichsdeutschen. Wir hatten Verrat von ihr nicht zu fürchten, weil sie durch einen solchen nichts für sich gewinnen konnte, aber wir erwarteten auch kein Eintreten für uns. Die Bolschewiken haßte sie, weil sie auch hungern mußte — und, — wie sie sagte, ihr Bauch ganz eingesunken sei. Als sie hörte, daß 4 adlige Herren (Beamte der Livländischen Kreditsozietät) sich bei den Bolschewiken zur Arbeit gemeldet hatten, aber von ihnen ins Gefängnis geworfen worden seien, fand sie das niederträchtig. Man hätte doch die Herren schwere

Arbeit machen lassen sollen, das wäre ihnen ganz gesund gewesen. — Sula hat uns in der Folge frech bestohlen.

Anfang März mehrten sich die Ermordungen der Inhaftierten. Die Erschießungen fanden, wie mir erzählt wurde, meist am Morgen bei Tagesgrauen statt. Die Gefangenen wurden ihrer Kleider und Stiefel beraubt und mußten halbnackt im eifigen Winde sich selbst ihre Gräber graben. Der gefrorene Sandboden war hart und zähe und ließ sich nur mit größter Mühe aufgraben. Wenn die Arbeit für die Schergen zu langsam ging, wurden die unglücklichen Gefangenen mit Kolbenstößen und Fußtritten zur Eile angetrieben. Daß sie dann häufig noch lebend verscharrt wurden, hat später die Exhumierung der Leichen erwiesen, weil die Lungen der Toten voll Sand waren. — Als schließlich den Milizsoldaten dieses Morden zum Ekel wurde, — vielleicht aber auch, nur weil ihnen diese Nacharbeit unbequem war, — erklärten die sogenannten Flintenweiber, — die weibliche Miliz, — die Erschießungen übernehmen zu wollen, was ihnen ein sadistisches Vergnügen bereitete.

In durchwachten Nächten quälte mich vor allem der Gedanke, ob meine Kräfte ausreichen würden, standhaft zu sterben. Ich war elendlich ernährt, fühlte mich schwach und krank, und, da ich früher zuweilen Ohnmachtsanfälle gehabt hatte, fürchtete ich, daß ich zusammenbrechen werde. Den Tod fürchtete ich nicht, wohl aber die schimpflichen Mißhandlungen, denen ich ausgesetzt wäre, wenn meine Kräfte versagt hätten. Oft wiederholte ich mir die Verse eines Gedichtes von Walter Flex:

Doch in der schwächsten Stunde auch flehe ich nicht um
mein Leben,
Gott, du kannst es mir nehmen, du hast mir's gegeben.

Eines erfleh' ich im Stande der Schwachheit von dir
allein —

Laß die kraftlose Stunde mein letztes Stündlein nicht sein.

Wird es ein Fortleben nach dem Tode geben? — Ich habe unzählige Träume gehabt, aber nur einer ist mir unvergeßlich, ich hatte ihn bald nach dem Tode meiner lieben ersten Frau.

Wir standen auf einer mir wohlbekannten Wiese, sie faßte mich an der Hand und sagte: „Komm mit, man wird Dich guillotiniern“. Ich sträubte mich ein wenig. „Fürchte Dich nicht, es ist doch nur ein Augenblick“. — „Aber sage mir doch, wie ist es dort, wo Du jetzt bist“, fragte ich. „Du kannst das nicht verstehen, — es ist ganz anders, wie man es sich vorstellt, — man wird eine Kraft, das wirst Du alles kennen lernen — komm, fürchte Dich nicht!“ Ich erwachte — ich fühlte noch die kleine, weiche, warme Hand in der meinen. War sie bei mir gewesen?

Lange, lange, grauenvolle schlaflose Nächte, es war un-
zweifelhaft, ich stand vor dem Sterben. Ich suchte nach Gedan-
ken, die mich von der Gegenwart ablenkten und durchgrübelte,
wie mein Leben gewesen, das jetzt enden sollte. Immer wieder
kehrten Gedanken von der jüngsten Vergangenheit in die Kind-
heit und früheste Jugendzeit zurück.

Durcheinandergewürfelt zogen die Erinnerungen vorüber.
Ich war ohne gleichartige Kameraden aufgewachsen, als ein-
samer, schüchternen Träumer. Meine Eltern schenkten mir gute
Bücher, Jugendbücher berühmter gewordener Kinder, Lebens-
beschreibungen hervorragender Gelehrter, Erfinder, Kriegs-
helden älterer und neuerer Zeit. Diese Bücher haben großen
Einfluß auf meine Anschauung gehabt. Ich gewann eine hohe

Achtung für erfolgreiche Arbeit und Standhaftigkeit, und ich fand, daß die Förderer der menschlichen Gesellschaft im Grunde schlechte Menschen, ohne Eitelkeit, abhold allem äußern Schein und tönenden Worten waren. Daraus entwickelte sich bei mir eine tiefe Abneigung gegen jede Art von Proß, auch gegen Adelsstolz ohne Verdienst, gegen Ansichten, die als junckerlich bezeichnet werden konnten, besonders noch dadurch weil ich früh empfand, daß sie meinem Stande schaden, ihn unbeliebt und sogar verhaßt machten. Und das waren Anschauungen, die von meinen Eltern bestärkt wurden.

Ich gedachte des väterlichen Gutes, auf dem ich geboren war und aufwuchs. Es war überschuldet und der Verkauf konnte plötzlich zur Notwendigkeit werden, — unser ganzes Tun und Denken war mit diesem Stück heimatlicher Erde verwachsen, — doch voll Vertrauen arbeiteten meine Eltern bis sorglosere Zeiten kamen.

Jetzt fühlte ich eine brennende Sehnsucht nach unserer estländischen, nordischen Wildnis, in der ich tagelang keinem Menschen zu begegnen brauchte, — wie glücklich hatte ich mich dort in der Einsamkeit, das Vogelleben beobachtend, gefühlt.

Ich gedachte festlicher Tage in meiner Schulzeit. Im Juni des Jahres 1869 feierte die Ritter- und Domschule in Reval ihr 550 jähriges Bestehn. Die deutsche Abiturientenrede hielt Otto Baron Budberg, er endete: „Kameraden, nach 50 Jahren sehen wir uns hier wieder“. In spätern Jahren war er Ritterschaftshauptmann. Den 600 jährigen Gedenktag hat er nicht erlebt, er wurde im Jahre 1907 ermordet.

Auf dem Festessen sagte Konstant Baron Ungern (gewesener Ritterschaftshauptmann und bekannter Erbauer süd-russischer Eisenbahnen), daß nicht Protektion und Empfehlung die gewesenen Domschüler im Leben fördern solle und nur

eigene zielbewußte Arbeit und Leistung sie in allen Berufen an führende Stellen setzen müsse, — und wies als Vorbild auf die unsterbliche Gelehrtenarbeit des anwesenden Seniors früherer Domschüler, Karl Ernst von Baer, — zu seiner Ehrung auffordernd. — Als wir Schüler die Horaz-Ode *integer vitae scelerisque purus* vierstimmig sangen, stand ich zufällig neben dem Stuhl des damals 77-jährigen berühmten Akademikers und sah in seinen Augen Tränen glänzen. Welche Gedanken mögen ihn beim Anhören dieses Liedes bewegt haben? — Gut erinnerlich ist mir auch die Schüler-Aufführung von Wallensteins Lager im Walde in Kosch bei Reval, — es war die erste Theater-Aufführung, die ich sah, — namentlich die Kapuzinerpredigt von Emil Herschelmann und die Gustel aus Blasewitz von Bernillerküll gegeben.

Und wieder ein anderes Bild, — meine Gedanken weilten im lieben Stranddorf Wöso, in dem wir alljährlich, auch im heißen Sommer 1870, lebten. Die alten Herren sprachen davon, daß Napoleon, der Kaiser der Franzosen, an den König von Preußen die Forderung gestellt habe, er solle einem Hohenzollern-Prinzen verbieten, die Wahl zum König von Spanien anzunehmen, — und plötzlich war Krieg und alle Deutschen gingen mit den Preußen gegen die Franzosen.

In atemloser Spannung warteten wir alle, groß und klein, auf die ersten Nachrichten. Der alte 60-jährige Konstantin von Kuegelgen sagte: „Ich habe in meinen Knabenjahren zum letzten mal auf dem Kopf gestanden, kommt die erste deutsche Siegesnachricht, ich stehe wieder auf dem Kopf“. Und der lebensfrohe dörptische Professor Ludwig Schwabe*)

*) Ludwig Schwabe, Professor der klassischen Philologie und Geschichte der Kunst, in Dorpat 1863—1872, Lebenserinnerungen: „Dorpat vor fünfzig Jahren“. 1915 S. Hirzel, Leipzig.

sagte: „Ich habe noch niemals auf dem Kopf gestanden, aber dann werde ich auch Kopfstehen.“ — Und so geschah es, als Baron A. von der Pahlen-Palms, umgeben von seinen 6 Töchtern und 3 Söhnen, begleitet vom Donner einer seinem Vater*) von Kaiser Alexander I. geschenkten Kanone, uns die Nachricht von der siegreichen Schlacht bei Weißenburg vorlas. Der alte Kuegelgen stand kerzengerade auf dem Kopf, den Professor hielten starke Studentenfäuste an den Beinen, bis man ihn endlich losließ, weil er kesselblau im Gesicht wurde.

Es war eine unvergeßliche Zeit, die dann folgte nach Sedan bis zur Kaiserproklamation in Versailles und dem Tage, der den Domschülern zum Einzug der deutschen Truppen in Paris freigegeben wurde. Der Direktor, Dr. Fr. Croßmann ging von Klasse zu Klasse und rief uns in den Schulsaal. In formvollendeter Rede sprach er von der zur Wirklichkeit gewordenen Kyffhäuser-Sage, daß die jahrhundertlange Sehnsucht der Deutschen nach ihrem einigen, einstigen Kaiserreich endlich erfüllt sei, das jetzt in alter Herrlichkeit neu erstanden, daß Straßburg wieder deutsch werde und heute das siegreiche deutsche Heer in Paris einzöge. An diesem denkwürdigen Tage werde der Unterricht ausgesetzt. — In atemloser Stille folgten wir seinen Worten und im Augenblick als er endete, stimmte Bernhard von Schulmann mit mächtiger Bassstimme, sich mit dem Klavier begleitend, „Die Wacht am Rhein“ an. Nie früher, nie später ist ein Lied so voll Begeisterung in diesem Saal gesungen worden. — Dann kam die Jugend

*) Karl Magnus Baron von der Pahlen, geb. 1776, gest. 1863, kämpfte gegen die Türken 1810—1812, gegen Napoleon 1806—07 und 1813—1814. Generalleutnant, Generalgouverneur von Est-, Liv- und Kurland 1830—1845.

zu ihrem Recht. Wir stürmten in die Unterstadt, ein Spielwarenladen mußte alle Trommeln und Trompeten hergeben und in vielen Schlitten fuhren wir mit wilder Musik durch die Straßen der Stadt. — Die von russischer Seite über diesen „rußlandfeindlichen Unfug“ gemachte Denunziation hatte keine Folgen, weil Kaiser Alexander II. diesen Tag auch gefeiert hatte.

Und die deutsche Kaiserkrone trug ein würdiger, schlichter Greis, vornehm in Erscheinung, vornehm und wahr in Gesinnung, in Tat und Wort, vor dem sich alle in Ehrfurcht beugten, den man (wie ein führender Mann in Deutschland sagte) groß nennen muß, weil er große Männer neben sich neidlos duldete.

Und heute, nach kaum 50 Jahren, gibt es kein deutsches Kaiserreich mehr. Der Enkel hat die Krone niedergelegt, die Krone, die der Pöbel jetzt mit Haß begeistert!

Uns hatte Deutschland ins Unglück mitgerissen, in größeres Unglück, als es selbst erlebte, — den Bolschewiken preisgegeben, mit denen jetzt zurückgebliebene deutsche Soldaten sich verbrüdeten.

Wie ist der deutsche Michel töricht! — Ist Michel auch an Gesinnung minderwertiger geworden?

Ich versuchte einzuschlafen, zu vergessen. . . vergeblich.

Die Bolschewiken handelten in ihrem Bestreben, die Jugend für sich zu gewinnen, mit Ueberlegung, — der Einfluß der Eltern mußte beseitigt werden, die Kinder sollten Bolschewiken werden. Das erfolgreichste Mittel hierzu war, daß sie den verhungerten Kindern zu essen gaben und die Schulkinder erhielten täglich einen Krug mit warmem Hafer-

schleim. Das hatten die Kinder bisher niemals in der Schule erhalten, — die guten Bolschewiken gaben es. Ferner bekamen die Kinder Rechte über ihre Lehrer. In der Hartmannschen Mädchenschule, die meine Stieftochter besuchte, mußten die Kinder in jeder Klasse zwei Delegierte wählen, die der Bolschewiken-Schulobrigkeit über Lehrer und Lehrerinnen zu berichten hatten. Meine Stieftochter wurde in ihrer Klasse gewählt. Ich überlegte, ob ich ein Veto einlegen sollte und tat es aus mehreren Gründen nicht. Denn erstens wußte ich, daß sie ihr Amt nicht mißbrauchen werde, was andere Mädchen vielleicht wohl tun würden, und zweitens war ich überzeugt, daß ein ausgeübter Zwang bei ihrem Charakter das Gegenteil von dem, was ich bezweckte, hervorrufen werde. Aber daß diese Angeberei und Spionage nicht in ihrer ganzen Niederträchtigkeit und Demoralisation eingesehen wurde, davon erhielt ich bald den Beweis, als meine Stieftochter diese Einrichtung als eine sehr gute und verständige erklärte. Nur daß ein eingedrungener frecher Judenjunge vom Katheder eine Hezrede gegen die Lehrer gehalten hatte, mißfiel ihr sehr. —

Häufig besuchte ich den Pastor Wilhelm Roseneek, der in demselben Hause durch den Küchenaufgang leicht erreichbar, lebte. Wir waren seit 20 Jahren durch viele gemeinsame und erfolgreiche Arbeit miteinander befreundet, er als Pastor der Schloßschen Gemeinde, ich als Kirchenvorsteher des Kirchspiels. Obgleich lettischer Nationalität, war er als Pastor nicht minder gefährdet, wie ich. Ich erquickte mich an seinem Optimismus, er zweifelte nicht an unserer baldigen Befreiung. General Koltshak hatte Sibirien von den Bol-

schewiken gesäubert, jetzt standen seine Truppen bereits an der Wolga, — bald können sie in Moskau sein, — die Herrschaft der Bolschewiken wird vernichtet und die Stunde unserer Freiheit hat dann geschlagen.

Der Pastor gab mir ein Büchlein zu lesen, es hieß: „Das Vaterunser“ (Fr. Kittelmeyer).

Wenn Christus uns nichts anderes gegeben hätte, als dieses Gebet, er hätte damit der Menschheit eine neue Religion geboten. Tausendmal hatte ich vom Kindesalter an dieses Gebet gesprochen und gehört, — jetzt plötzlich blieb ich beim ersten Wort stehen: „Vater unser“ — „unser Vater“ . . . merkwürdiges Wort. — Es war Nacht, ich trat ans Fenster, ich konnte ein wenig Himmel über dem dunklen Hof sehen und einige leuchtende Sterne. — Dort in unendlicher Ferne gibt es Sonnen, wie die unsere, und um diese kreisen Planeten und vielleicht wohnen auf diesen Menschen, wie wir und solcher Sonnensysteme gibt es unendlich viele, — unendlich, — unbegreiflich, — für keine menschliche Vorstellung faßlich. Und das alles regiert „der Du bist im Himmel“ . . . und zu ihm sollen wir sagen können und hoffen gehört zu werden „unser Vater“. Ist das nicht ein Wahnsinn, erdacht von der Menschheit aus dem Gefühl ihrer Hilflosigkeit, um sich an irgendetwas in der Not klammern zu können — und wenn unsere Bitten zufällig in Erfüllung gehen, — so glauben wir an Erhörung unseres Gebetes.

Aber wie sagt Faust zu Gretchen:

Wer darf sich unterwinden zu sagen:

ich glaub ihn nicht?

Der Allumfasser, der Allhalter!

Und der Christenglaube, steht er nicht in krassem Widerspruch zur Natur, die nur das unabänderliche, brutale Gesetz kennt — das Recht des Stärkeren. In Feld und Wald, in den Lüften, in den Tiefen der Ozeane, im Weltall — überall unterdrückt, zieht an, verschlingt der Stärkere den Schwächeren.

Der Gott, der dieses Gesetz schuf — oder der selbst dieses Gesetz, — diese Urkraft ist, zu dem sollen wir sagen „unser Vater“ . . . Kindlich fromme Einbildung! Doch wie merkwürdig, tief im Herzen empfinden wir einen Widerwillen, einen Widerspruch gegen die brutale Wirklichkeit. Widerspricht das Christentum nicht dem Naturgesetz? — Jetzt sind die Bolschewiken die stärkeren, sobald Hilfe kommt, hoffen wir die stärkeren zu sein, jetzt morden sie uns, dann werden wir sie töten, — hoffentlich möglichst viele, — keinen verschonen, und glauben noch ein gutes Werk damit zu tun, durch die Vertilgung der Schädlinge . . . das brutale Recht des Stärkeren.

Plötzlich Lärm auf der Treppe — immer näher — sie kommen — schnell den Mantel angezogen, — bereit sein, — wozu? Zum schimpflichen Tode, — es läuft mir kalt durch die Glieder, ich bin bereit . . . Gott — Vater, gib mir Kraft würdig zu sterben — bald — schnell — erlaß mir gnädig die Qualen! — Ich warte, — der Lärm hat sich verzogen, ich höre Türen zuschlagen — entferntes Geräusch. — Ich sitze auf dem Bett und warte und horche. Warum zittern deine Beine Schwächling, — wie ist doch Wille, Geist, Seele, abhängig von diesem verhungerten Körper, — was bleibt, wenn er zusammenbricht — stirbt — tot ist, — wie kann etwas Unabhängiges von ihm fortleben? . . . Es herrscht tiefe Stille, Ruhe — für dieses mal, für diese Nacht.

Ein grauer Morgen scheint ins Zimmer, „zum Abschiednehmen just das rechte Wetter“. Im Schützengarten höre ich Krähenschwärme krächzend auffliegen. Ich hatte mir doch vorgenommen, heute früh in den Kaiserwald zu meiner lieben Frau zu gehen, um mich zu überzeugen, wie es ihr und meiner Schwester ergeht. Mir schmerzen alle Glieder, es kostet Entschluß aufzustehen. Ich springe aus dem Bett und reckte die Arme, — sei stark — noch hast Du Kraft, — nur nicht den tapferen Frauen dort Schwäche zeigen, ich muß ihnen Hoffnung bringen, die ich selbst nicht habe, auf Hilfe, die für uns zu spät kommen wird. Ich schleiche im Morgengrauen durch den trüben Kiefernwald, jetzt schlafen die Nachtmenschen. Niemand begegnet mir, ich bin am Hause, — ich klopfe, — Gott sei Dank mon öffnet mir. Eine kurze glückliche halbe Stunde, — Abschied. Wird man sich noch einmal wiedersehen? — Das vergebliche Hoffen auf Befreiung wird unerträglich!

Ein oder zweimal in der Woche ging ich auf Umwegen in den Kaiserwald. Meine Frau sparte sich vom Munde die Bissen ab, um mir irgend etwas vorzusetzen, ich mußte essen, da half kein Sträuben. Die tapferen Frauen führten ein nervenzerrüttendes Leben, voll täglicher Sorgen und Aufregung. Sie erzählten, welche Qualen sie litten, wenn sie in frühester Morgenstunde vom Walde her Schüsse knattern hörten, — wissend, daß dort wieder gemordet wurde. — Eines Tages erschienen viele Wagen vor unserem Hause. Auf den Knien liegend, flehte meine Frau: „Himmlicher Vater, tue ein Wunder, laß sie an uns vorübergehen!“ Die Räuber kamen auf unseren Hof, gingen um unser Haus herum, plünderten das Nachbar-

haus und führten von dort Sachen und Möbel fort. — Wiederholt hatte die Miliz nach meinem Verbleib gefragt. Wie verabredet gab meine Frau wahrheitsgetreu meinen Wohnort in der Stadt an, denn Lügen hätte sie in Gefahr gebracht, — mehr als mich. Und doch fand auf diese Angaben hin kein Besuch bei mir statt. Offenbar war der Nachrichtendienst nicht gut organisiert.

Ich kehrte vom Kaiserwald zurück und fuhr im Provodnik-Tramm Nr. 6. Auf der Strecke stieg mein lieber, alter Freund und Landsmann Richard von Samson ein. Er ahnte nicht, daß drei seiner Brüder in Dorpat auf dem Eise des Embach erschossen worden waren. Es war den Henkern so bequem gewesen, die Toten sofort in die vorbereiteten Eislöcher zu versenken. Beim Abschied sagten wir uns leise und hoffnungslos: „auf Wiedersehen“. Richard v. Samson wurde am 22. Mai, während der Befreiung Rigas im Gefängnis erschossen.

Der Bevollmächtigte für die v. Firkschen Majoratsbesitzungen Majorenhof, Affern und Karlsbad, Arthur von Gaskowsky, kam zu mir. Vor dem Kriege hatte er zu den tätigsten Mitarbeitern des „Deutschen Vereins in Livland — Ortsgruppe Strandorte und Schlock“ gehört, ein energischer, frischer und mir treu ergebener Mensch, um vieles jünger als ich. Er erzählte mir verschiedenes vom Leben und Treiben unserer Feinde und sagte mir, daß er durch persönliche Feindschaft zweier Hausbesitzer am Strande bedroht sei, die ihn als Baronsdiener und Bedrücker des Volkes denunziert hätten, weil er ihre bisher ganz geringe Pacht erhöht habe. Er sei entschlossen sich als Arbeiter bei den Bolschewiken anzumelden, und zwar wollte er sich ein Pferd verschaffen, Eis brechen

und abführen. Es liege ihm aber viel daran, daß ich ihm diesen Schritt nicht verdenken möchte und er werde es nicht tun, wenn ich das für eine unehrenhafte Konzession halte, es wäre ihm unerträglich, wenn ich ihn dafür verachten würde. Ich erklärte ihm, daß niemand ihm diese Selbsterhaltungs-Fürsorge verdenken dürfte. Er dankte mir herzlich und verließ mich. — Auf dem Rückwege zum Bahnhof ist er vor der Domkirche ergriffen und nach einigen Tagen erschossen worden. — Als er im Mai exhumiert und sezirt wurde, fand man auch bei ihm Sand in den Lungen. — Ich habe diesen tapferen Mann herzlich gern gehabt und vermisse ihn als Freund noch heute.

Auch ein anderer Bekannter, mein getreuer Schriftführer im Deutschen Verein, Herr Edgar Schulz, kam häufig zu mir. Er hatte seinen Posten im Eisenbahn-Verwaltungsdienst behalten und erfreute mich auch durch seinen unverwüßlichen Optimismus. Er brachte mir das bolschewistische Ingenieurabzeichen, ein kleines silbernes an der Mütze zu tragendes gekreuztes Beil und Schaufel. Als mich bald darauf ein Milizsoldat auf der Straße arretieren wollte, — ich brachte gerade eine Mappe mit wichtigen und mich kompromittierenden Papieren aus meiner Wohnung weg, um sie zu verstecken, — knurrte ich ihn an und wies auf das Abzeichen, das ich für diesen Gang angelegt hatte. Er ließ sofort von mir ab.

Aus meiner Bibliothek hatte ich das wertvollste Werk, geerbt von einem Großvater *), mitgenommen. Es waren die sieben Bände umfassenden Reisebeschreibungen des europäischen

*) Otto Br. Unger (Erster Syndikus der Universität Dorpat von 1802—1812).

und asiatischen Rußland von P. S. Pallas.*) Dieser namhafte Gelehrte, der auf Veranlassung der Kaiserin Katharina II. nach Rußland gekommen war, machte seine Reisen in den Jahren 1768—1794, und verfaßte mit bewunderungswertem Fleiße Beschreibungen damals noch wenig bekannter Gegenden Rußlands, ihrer Bewohner, ihres Klimas, ihrer Pflanzen und Tiere, ihrer geschichtlichen Denkmäler und verfaß sie mit wertvollen Bildern. Unter vielen anderen interessierten mich auch besonders seine Beschreibungen der Stadthalterschaft Penza. In einem der Bände klebte ich je 2 Seiten an einander und verbarg zwischen diesen unser Geld. Dieses Geld hatte meine Fran durch den Verkauf ihres kostbarsten Ringes erhalten.

Tagsüber konnte ich nicht fortwährend lesen, die Augen taten mir weh. Stundenlang ging ich im leeren Saal der Wohnung auf und nieder. Ich grübelte . . . Was ist der stärkste Antrieb für die Menschheit? Ein zwingender, mächtiger Gedanke — eine Idee, — mag sie geistig oder materiell begründet sein . . . Hat der Bolschewismus eine Idee? — Gewiß, ebenso wie sein Vorläufer, der Sozialismus, die Auflehnung gegen die Knechtung der arbeitenden Menschen durch das Kapital, das allmächtige, weltbeherrschende, unpersonliche Kapital, — das dem Arbeiter die Lebensmöglichkeit geben oder entziehen kann. Ist diese Empörung nicht berechtigt? — Der Bolschewismus ist die Lehre von Marx mit russischem Nihilismus vermengt. Soll diese große, die Menschheit bewegende Frage durch blinden Haß, durch Zer-

*) Peter Simon Pallas, geb. 1714 in Berlin, gestorben daselbst 1811. Naturforscher, Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Petersburg.

störung, durch Raub und Mord gelöst werden, durch einen allgemeinen moralischen Niedergang, durch Herrschaft des Lumpen-Proletariats?

War die fürchterliche Not, die über uns gekommen, eine strafende Folge unserer alt-livländischen Erbfehler, Leichtsinns und Hochmut? Nein, — es war eine Plage, wie sie wiederholt im Laufe der Jahrhunderte aus Osten kommend über Europa hingezogen.

Woher kommt das Böse, Gemeine, die Lüge in die Welt? Ist die alte arische Weltanschauung nicht die richtige, daß zwei überirdische Mächte, Ormuzd und Ahriman, das Gute und Böse, mit einander ringen, um Wohlsein und Schaden der Menschen. Jetzt hat hier das Böse die Oberhand gewonnen.

Ich sah zum Fenster hinaus auf die Straße. Da liefen die sogenannten Flintenweiber umher, ganz junge Mädchen unter ihnen, mit umgehängten Flinten, denen man ansah, wie sie sich als Volksheldinnen fühlten. — Das waren die Bestien, die sich erboten hatten, die Verurteilten zu erschließen, als die Männer sich weigerten, die Genkerarbeit fortzusetzen. Das waren die käuflichen Weiber, die in Schenken von betrunkenen Männern mißhandelt worden waren und jetzt ihren Männerhaß befriedigen konnten. — An jeder Pöbel-Revolution haben sich Weiber beteiligt, daß sie aber in Massen aufgeboden und bewaffnet wurden, ohne daß dazu eine Notwendigkeit vorlag, gehörte auch zu den Fortschritten des Proletarierstaates der Bolschewiken, und es lag darin die wohlüberlegte Absicht, jedes Mitgefühl in den breiten Volksmassen, und zu diesen gehörten selbstverständlich auch die Weiber, zu ertöten. — Sie werden auch Dich erschließen, dachte ich, aber sie verstehen nicht zu schießen, sie werden

Dich verwunden und Dich quälen und wenn Du zusammengebrochen auf der Erde liegst, werden sie Dich mit Füßen treten, werden sich an Deinen Qualen weiden, werden lachen, laut lachen. — Wo habe ich dieses gemeine, gellende Lachen gehört — wann? wo? — Eben hörte ich es wieder — bin ich schon wahnsinnig? Werde ich Märtyrer einer Idee sein? Nein, — ebensowenig wie wenn ich von Wölfen im Walde gefressen worden wäre. — Ohnmächtige Wut wühlte in mir, daß ich so kampfslos, so elendlich sterben sollte.

Ruhelos ging ich im Saal umher. Die blendende Märzsonne schien ins Zimmer, — es geht dem Frühling entgegen, — werden wir ihn erleben? — Da — horch — ein wohlbekanntes Surren in den Lüften, ich lehne mich an das Fenster — sehe zum Himmel — ist es möglich — wahrhaftig — ein deutscher Flieger! — Hilfe kündigt sich an, kommt — kommt hoffentlich bald, — neue Kraft belebt die matten Glieder, neuer Lebensmut den Geist, — unsere deutschen Brüder werden uns befreien!

Doch Woche um Woche vergeht und qualvolle Monate vergehen. Mitau ist längst von den Deutschen besetzt, es kommt keine Hilfe. Als Mitau genommen wurde*) brach eine Panik unter den Bolschewiken aus. Seitdem soll beständig eine Lokomotive für die Häuptlinge der Bolschewiken, für Stutschka und seine Helden, zur Flucht bereit unter Dampf gehalten werden. Sind die Deutschen zu schwach, wird die Macht der Bolschewiken überschätzt? Unter dessen werden wir hier gemordet, sterben von Entbehrungen, werden systematisch ausgerottet. Die Hilfe wird zu spät kommen!

*) Am 18. März wurde Mitau eingenommen.

Ich hatte das dringende Bedürfnis mit besonnenen Menschen zu reden und ging wieder hinauf zu Pastor Roseneek. Er erzählte mir verschiedene böse Gerüchte, trotz alledem dürften wir aber die Hoffnung auf Befreiung nicht aufgeben und diese Hoffnung müsse uns aufrechterhalten. — Da erschien ein im Hause lebender, ungefähr 35 Jahre alter Herr, den ich bisher nicht gekannt hatte. Er beachtete mich kaum, lief im Zimmer aufgereggt umher und jammerte über unsere hoffnungslose Lage und unser Elend. Er, ein Mann, einem der ältesten im Lande lebenden Geschlechter angehörig, war gänzlich zusammengebrochen, körperlich und geistig. — Aber nicht nur Mißachtung empfand ich, auch Mitleid. War es denn eigenes Verdienst, daß ich stärkere Nerven und einen härteren Willen hatte? Nein, meine Vorfahren der letzten Generationen waren ernste Arbeitsmenschen gewesen, abgeneigt jeder Ausschweifung und streng religiös, und hatten ihre Gesundheit mir vererbt. — Und ich, — war es nicht von mir oft als lästiger Zwang empfunden worden, daß ich mein lebelang meine Existenz mir hatte hart erarbeiten und erkämpfen müssen. Diese Arbeit hatte meine Kräfte gestählt. — Aber auch in der schlimmsten Not darf kein deutscher Edelmann die männlichste Eigenschaft, die Selbstbeherrschung, verlieren.

Ich machte häufig gegen Abend Spaziergänge die Schützenstraße hinunter zwischen den Schrebergärten bis zum Wagnerschen Garten, weil ich dort keine unangenehmen Begegnungen erwartete. Aber auch am Tage ging ich zuweilen aus, da Arretierungen auf der Straße selten vorkamen. Wir begegnete wiederholt Dr. Hermann Baron Brueningh, wir grüßten uns, aber sprachen nicht miteinander. Was hätten wir uns auch sagen sollen?

Als ich eines Tages von einem Ausgang zurückkehrte fand ich vier Bolschewiken und eine Genossin in unserer Wohnung vor, die damit beschäftigt waren alles aufzuschreiben, was wir aus dem Kaiserwalde mitgenommen hatten. Meine Frau hatte einen ziemlich großen Vorrat von Wäsche hergeschickt, sonst war die Wohnung auf das dürftigste eingerichtet. Die Wäsche wurde Stück für Stück von der Genossin notiert. — Der Anführer der Bande, offenbar ein subalterner Eisenbahnbeamter, erzählte, daß er „auch ein Ingenieur“ sei, und in Transkaspien Eisenbahnen gebaut habe. Er sah mich als eine Art Kollegen an. Das war der Grund, daß wir ziemlich glimpflich behandelt wurden. Mein geringer Vorrat an Tabak wurde weggenommen und unser karges Mittagsmahl wurde aufgeessen. Eine arme Maus, die in der Falle saß, wurde totgeschlagen und der Köchin hingeworfen, die sollte sie für uns braten. — Ich wurde gefragt, ob ich einen Gemüsegarten habe. Ich verneinte. Wozu ich dann den großen Vorrat von Saaten gesammelt hätte. Ich verneinte solche zu besitzen. Da wurde aus einer dunklen Kammer ein Kasten herausgezogen, der tatsächlich eine Menge verschiedener Gemüsesaaten enthielt. — Ohne daß ich etwas davon wußte, hatten Freundinnen meiner Frau die ihnen von einem Verwandten übergebenen Saaten bei uns abgestellt. Kurz vorher war in der „Roten Fahne“ eine Aufforderung erlassen worden, alle vorhandenen Saaten von Gemüsen in einer Sammelstelle anzumelden. Die Folge war, daß ich ein Protokoll unterschreiben mußte, daß ich den Besitz von Saaten verheimlicht hätte. Ich schrieb hinzu, daß es nicht meine Saaten seien, die bei uns ohne mein Wissen abgestellt wurden. Die Genossen sagten, daß mir eine solche Erklärung wenig helfen würde. Darauf zog die

ekelhafte Gesellschaft ab. — Eine schlimme Folge habe ich aber durch dieses Protokoll, merkwürdigerweise, nicht erlebt.

Es ist offensichtlich, daß unser lettischer Hausmann Hoffstet für alle Bewohner des Hauses, und auch für mich, schützend eingetreten ist.

Die Bewohner des Kaiserwaldes, der als deutsche Kolonie galt, sind die ganze Zeit über, besonders nachts, unaufhörlich belästigt und ausgeraubt worden. Besonders zeichnete sich hierbei ein gewisser Upit*) durch seine Rohheit aus. Es wurden ihnen allmählich alle eßbaren Vorräte, Wertfachen, Wäsche und Kleider, bis auf die welche sie auf dem Leibe hatten, genommen. Vier dort lebende Herren sind erschossen worden, und eine Frau (die schöne Baronin Delsen), und mehrere andere starben infolge der Mißhandlungen und Entbehrungen.

In der Nacht vom 5. auf den 6. April wurden alle deutschen Bewohner, Männer, Frauen und Kinder, ungefähr 60 Menschen, von den Bolschewiken geweckt, mußten sich eilig anziehen und wurden zuerst ins dortige Polizeigebäude, dann zum Polizeibezirk bei der Waggonfabrik „Phönix“ und von dort zum Zentralgefängnis geführt, wo sie vollständig ermattet kurz vor 2 Uhr mittags ankamen. Hier wurden alle Kinder, die jünger als 16 Jahre alt waren, zurück in

*) Dieser Upit, der Menschenleben auf dem Gewissen hatte, erhielt nach dem 22. Mai nicht die wohlverdiente Strafe, sondern ist von Bewohnern des Kaiserwaldes frei gebeten worden, — ein Beispiel zu vielen anderen, wie wenig zutreffend die Lettischerseits oft wiederholte Behauptung ist, die Deutschen hätten sich, nach der Befreiung von Riga, durch Morden zahlreicher Unschuldiger gerächt.

den Kaiserwald geschickt. — In den nächsten Tagen wurde allmählich ein Teil der Frauen, besonders solche, die kleine Kinder zurückgelassen hatten, freigelassen. Die Männer blieben im Gefängnis und sie, auch die Frauen, wurden zusammen mit den vielen in der Stadt Inhaftierten zu möglichst schmutzigen, häufig ganz unnützen Arbeiten gezwungen, damit der Straßenpöbel sich daran erfreuen konnte, wie die „Burschuis“ geknechtet und geschunden wurden.

Auch in unser Haus drangen Genossen ein. Meine Frau und meine Schwester wurden ins Speisezimmer gerufen, wo die Kommissare um den Tisch saßen. Meine Frau, an die Fragen gerichtet wurden, klammerte sich an den Tisch, ihre Kräfte verließen sie und sie fiel auf den Fußboden. Sie hörte noch Ausdrücke wie: „die ist erledigt“ und verlor die Besinnung, die Kommissare ließen sie liegen. Meine Schwester wurde, wie alle übrigen, zur Polizei geführt und dort verhört. Als Vorname wurde Ungern notiert, als Familienname Sternberg. Auf die Frage nach Nationalität und Beschäftigung antwortete sie, daß sie estländische Staatsangehörige und Köchin bei ihren Verwandten sei, worauf man ihr erklärte, sie möge sich nach Hause packen. Als sie nicht verstand, was ihr gesagt worden war, wurde sie unsanft hinausgewiesen. Zu Hause fand sie meine Frau in einer Ecke des Zimmers kauern vor und brachte sie zu Bett. — So hatte eine Ironie des Schicksals es gefügt, daß die einzigen Zurückgebliebenen im Kaiserwalde, die dort z. B. lebenden Baroninnen waren. —

Unter den Gefangenen befand sich auch mein Schwager, der Ingenieur Theodor Kittel. Er war sehr magenleidend und mußte zur Linderung seiner Schmerzen unbedingt häufig Soda genießen. Diese wurde ihm verweigert, er litt furcht-

bare Qualen und alle Bitten, ihm das Gewünschte zu besorgen, wurden roh und höhnisch abgeschlagen. — Am 9. April starb er am Tische sitzend. „Er starb wie ein Held“, sagte mir Fritz Diebold, der ihm gegenüber gesessen hatte. Am nächsten Tage kam meine Schwägerin zu mir und brachte mir die traurige Nachricht. Da ich mich durch Teilnahme an der Beerdigung in die größte Gefahr gebracht hätte, verzichtete sie auf meine Anwesenheit.

Aus den uns benachbarten sich gegenüberliegenden Häusern I. Weidenbamm Nr. 7 und Nr. 8 waren in einer Nacht fast sämtliche Bewohner — teils ins Gefängnis gebracht, teils auf einer Düna-Insel interniert worden.

Durch Bekanntmachung des Revolutionsrats vom 25. März 1919, mußten: „alle Bürger, die nicht Arbeiter von physischer Arbeit oder deren Angehörige sind. . .“ aus einer großen Anzahl der allerbelebtesten Straßen, die namentlich aufgezählt waren, bis 8 Uhr abends des 27. März ihre dort belegenen Wohnungen verlassen und nach Hasenholm, nach Kundsingsholm und in den Rayon der Roten Düna, — übersiedeln. Es war verboten beim Verlassen der Wohnungen überflüssige (?) Lebensmittel, Möbel, Kleider, Geschirr und anderes Inventar fortzuschaffen. Die verlassenen Wohnungen wurden „in Verwaltung der Hausknechte übergeben.“ — „Alle, die den Befehl nicht befolgen, sollen nach dem Revolutions-Kriegsgesetz bestraft werden.“ — Durch die Ausführung dieser Verordnung wurden viele hunderte, besonders von der deutschen Oberschicht, an Besitz und Gesundheit schwer geschädigt.

Ich zog zu meiner Schwägerin. Doch nach einigen Tagen kam der Besitzer des Hauses, ein guter Freund von mir, und bat mich dringend wegzuziehen; er müsse mich sonst bei der Polizei anmelden, und damit brächte er nicht nur mich sondern auch seine ganze Familie in Gefahr. Ich mußte also wieder zurück in meine Behausung.

Ein früherer Arbeiter der Fabrik in Schlock mit Namen Sillin, ein ganz junger Bursche, war Kommissar bei den Bolschewiken geworden. Sein Vater war unser erster Papiermaschinenführer gewesen, ein tüchtiger und durchaus anständiger Mann. Dieser Sohn war unter meinen Augen aufgewachsen, ich hatte ihm, wie der ganzen Familie, nur Freundlichkeit erwiesen, — jetzt hatte er, — wie mir mitgeteilt wurde, gesagt: Unser Direktor, der Baron, ist hier in Riga, wir werden ihn nächster Tage festnehmen. Ich wunderte mich über diese Gemeinheit nicht, das Gegenteil hätte mich gewundert.

Bald darauf erfuhr ich, daß ich von Haus zu Haus gesucht wurde.

Ich hatte wieder eine schlaflose Nacht, ich glaubte die Henker würden kommen. Eine Maus lief mir über die Bettdecke, das störte mich wenig, ich bewegte mich, sie lief davon. Bald darauf hörte ich sie in der Falle. Du bist glücklicher wie ich, dachte ich. Morgen früh werde ich dich ersäufen ohne irgendeine Qual, schnell bist du tot, aber was steht mir bevor? Ich stand auf und sah in den dunklen Hof. Bis zum Morgen war stets ein Fenster in einer Bodenwohnung erleuchtet, lebte dort jemand, der auch die Häscher erwartete?

Früh morgens ging ich in den Kaiserwald. Sollten wir fliehen, — aber wie? und wohin? Unsere Lage war trostlos.

Ich war totmüde und abgesspannt und am Ende meiner Kräfte, — mir wurde schwarz vor den Augen. Ein lang befürchteter Ohnmachtsanfall kam, ich mußte mich hinlegen, doch behielt ich die Besinnung und war innerlich empört über mich, daß ich meine arme Frau erschreckt hatte.

Einige Tage darauf kam meine Frau zu mir und erklärte, daß es ihr unmöglich geworden sei, länger im Kaiserwalde zu leben. Aber ebenso wenig wie dort waren wir in unserer, allen Fährlichkeiten ausgesetzten Stadtwohnung sicher*). Durch alle Aufregungen zerbrochen, bekam meine Frau, auf dem Bette sitzend einen Weinkrampf. Ich entschloß mich zu einem früheren Hausfräulein zu gehen und bat sie meine Frau und Tochter bei sich aufzunehmen. Ich bekam die Antwort, daß das nicht möglich sei, da der Hausmann (Dwornik) selbst ein Bolschewik wäre und sofort anzeigen werde, daß Fremde sich bei ihm im Hause versteckt hätten. Während wir noch unsere verzweifelte Lage hoffnungslos besprachen, erschien zufällig mein guter Bekannter Edgar Schults. Er hörte worum es sich handelte und erbot sich sofort uns alle bei sich aufzunehmen. Er und seine Schwester hätten ihre bisherige Wohnung aufgeben müssen und lebten verborgen in einer Hofwohnung in der Großen Sandstraße. Es sei zwar wenig Platz vorhanden, aber man würde sich schon irgendwie einrichten.

Wir verließen einzeln das Haus und gingen auf Umwegen in die Stadt, ohne der Köchin, der wir nicht trauten, zu sagen, wohin wir gingen. Von Fräulein Melanie Schults wurden wir in der freundlichsten Weise aufgenommen, machten

Drei Häuser von uns entfernt befand sich, Elisabeth-Str. 17, das zum Stappen-Gefängnis eingerichtete Haus, von wo die Verteilung der Gefangenen auf die Gefängnisse erfolgte.

uns Lagerstätten aus zusammengerrückten Stühlen, lebten friedlich und freundlich zusammen und teilten unsere Mahlzeiten und unser Leid. Fr. Schulz sorgte für Beschaffung von Nahrung. Ich fand ein altes Physikbuch und frischte meine Kenntnisse auf, das Haus verließen wir nicht und vom beginnenden Frühling sahen wir nur ein Stückchen blauen Himmel. Diese Lebensweise wirkte erschlassend, besonders weil die Hoffnung auf Befreiung immer wieder getäuscht wurde.

Zu der Roten Fahne Nr. 99, vom 4. Mai, wurde ein „Dekret über die Angehörigen der Baltischen Adelsgeschlechter in Lettland“ erlassen, das „einen schonungslosen Kampf gegen die Glieder der Adelsgeschlechter“ ankündigte und vorschrieb, daß diese sich innerhalb 7 Tagen bei dem Vollzugskomitee zu melden hätten, um sie „als Geiseln in den Konzentrationslagern zu behalten.“

Diese Bekanntmachung wurde am 13. Mai wiederholt und als letzter Termin der Meldung der 17. Mai festgelegt, „nach Ablauf dieser Frist werden alle, die noch nicht registriert sind, dem Revolutionstribunal zur Bestrafung nach dem höchsten Strafmaß, übergeben werden“. — Was unter diesem zu verstehen war, war bekannt.

Da ich jede Hoffnung aufgegeben hatte, mich länger verborgen halten zu können, war ich entschlossen mich zu melden. Ich hoffte dadurch wenigstens die Meinigen retten zu können. Dagegen fand ich aber bei meiner Frau den schärfsten Widerspruch, sie verlangte von mir, daß ich fliehen müsse, um zu den Deutschen zu gelangen. Auf meine Erklärung, daß ich mich so schwach fühle, daß ich am zweiten Tage im Chaussee-Graben liegen bleiben werde, wurde beschossen zu lösen, ob ich in Riga bleiben solle oder fliehen. Ich zog das Los

auf fliehen. Meine Schwester erbot sich sofort mich zu begleiten, und meine Frau und Tochter sollten nach einer Woche, vom selben Führer geleitet, uns folgen.

Nun nahm sich Frl. Schulz mit ganzer Energie der Sache an und besorgte uns den Führer, einen Litauer, der in jeder Woche weit aufs Land ging, um Lebensmittel einzukaufen und der behauptete schon früher Flüchtlinge durch die Front geführt zu haben. Die Frage wegen der Pässe für uns war schwierig, mir wurde der Paß eines verstorbenen Jungen, Diehl, der in Lodz gelebt hatte und den ich als Student gekannt hatte, angeboten. Doch schien mir das zu gefährlich, da ich die an mich gestellten Fragen falsch beantwortet hätte. Da erbot sich der Führer, uns ohne Pässe hinüberzubringen. Ich hatte also keine Legitimation für die Boshewiken, aber ich nahm solche für die deutsche Front mit, und gab sie meiner Schwester, da ich sie bei ihr für ungefährdeter hielt. Unser Geld verteilte ich auch und übergab nicht nur meiner Schwester, sondern auch dem Führer einen Teil. — Uns schlossen sich, auf Veranlassung von Frl. Schulz, zwei junge Burschen an, die zur deutschen Front wollten, und obgleich diese uns mehr schaden wie nützen konnten, mußte ich einwilligen. Sie waren beide mit Pässen versehen.

Von den Meinigen nahm ich Abschied mit wenig Hoffnung, sie jemals wiederzusehen.

Sonnabend, den 17. Mai. Es war ein windiger, kühlere aber sonniger Morgen als wir nach vielen Wochen aus dem Hause traten. Bei der Börse segten einige Weiber die Straße, sonst war alles menschenleer. Wir benutzten den ersten Tram,

der in die Moskauer Vorstadt fuhr, stiegen vor der Krassnaja Gorka aus, und gingen in die Behausung des Führers in der Nähe der katholischen Kirche. Hier erhielten wir gegen gute Bezahlung warmen Tee, Brot und Eier. Wir hatten uns schon in Rucksäcken mit viel zu viel Sachen beladen, namentlich ich auch mit einer roten wollenen Decke, und kauften noch ein großes Brot dazu, so machten wir uns auf den Weg. Den Führer begleitete seine Tochter, ein Mädchen von vielleicht 15 Jahren. Hinter der Baltischen Leinenmanufaktur Kengeragge, bei der Ankernecken-Station, stiegen wir gleichzeitig mit vielen anderen in ein überfülltes Boot, das uns bei Katlekaln auf das andere Ufer der Düna brachte. Unser liebes Frä. Schulz stand noch lange uns zuwinkend am Ufer. In schlimmster Zeit hatten sie und ihr Bruder, eigene Gefahr nicht achtend, uns gehütet.

Die Straße nach Baldoehn in der Richtung nach Schönberg war recht belebt, teils von Menschen die aus Riga weit hinaus aufs Land zogen, um Lebensmittel zu kaufen, teils von solchen die namentlich mit Kartoffeln beladen, zurückkehrten. — Bei Reckau und überall längs des Weges waren Spuren und Verwüstungen des Krieges und verlassene Bauernhöfe zu sehen und die Menschen machten einen scheuen, verwilderten Eindruck. Wir kamen im Walde an sauber angelegten deutschen Kriegergräbern vorbei und vor manchen Häusern sah man noch Lauben, die die Feldgrauen sich aus weißen Birkenstämmen gebaut hatten. Die Riemen meines Rucksackes rieben meine mageren Schultern, meine Knie schmerzten, — ich war doch fast volle 64 Jahre alt — und nachdem wir ungefähr 15 km gegangen waren, konnte ich den Rucksack nicht länger tragen. Der Führer gewohnt mit Lasten zu gehen, nahm ihn mir ab. So wanderten wir ohne

längere Rast weiter. Unten im Thal, links vom Wege, lag der Badeort Baldohn und über ihm erhob sich der Morrison-Berg, der vor langen Jahren meinem lieben Oheim gehört hatte. Er war ein hervorragender Rechtsgelehrter gewesen, — und Erinnerungen an liebe Menschen, die ihr Leben lang bedacht gewesen waren, anderen Gutes zu erweisen, kehrten wieder. Wir machten erst abends Halt bei einem dicht am Wege liegenden Bauernhaus. Die Wirtin gestattete auf dem Heuboden zu nächtigen, wollte uns aber anfangs nichts zu essen geben. Es roch so schön nach frischem Brot im Hause, wir ließen nicht nach mit Bitten und schließlich speiste sie uns sogar recht reichlich. Sie erzählte, daß bei ihr in der Kriegszeit deutsche Soldaten gelebt hätten, das wären ordentliche und freundliche Menschen gewesen. — Nach langer Zeit labten wir uns an Milch und Eiern, Butter und Kartoffeln. Im Heu schliefen wir einen erquickenden Schlaf bis zum anderen Morgen, — nach vielen Monaten endlich wieder ohne die Erwartung von Bolschewiken verhaftet zu werden.

Ich hatte gefürchtet von den Anstrengungen des Tages vorher steife Glieder zu bekommen, statt dessen fühlte ich mich gekräftigt und ermutigt. Sonnenlicht und frische Luft drangen mächtig in den Körper, die Obstbäume blühten, auf den Feldern grüntem die Wintersaaten, auf den Wiesen blühten Schlüsselblumen und Schwalbenaugen, die Frühlingsblumen der Kindheit, oben in den Lüften sangen unaufhörlich Lerchen — und der schon erstorbene Wille zum Leben erwachte und gab den Gliedern neue Kräfte. Das Wandern in den Frühling hinein wurde zur Lust. — Bolschewiken begegneten wir an den ersten beiden Tagen nicht. — Da es nicht möglich war nach Mitau zu gelangen, hatte der Führer die Absicht über Schönberg nach Litauen zu gehen und von dort uns mit einem Umwege nach Bauske zu geleiten.

Auf dem Wege unterhielt er sich mit verschiedenen Leuten und seine Miene wurde sorgenvoll, denn er erfuhr, daß vor Schönberg eine strenge Paßkontrolle stattfand. Deshalb verließ er mit uns in der Gegend von Neugut den großen Weg und wir nächtigten wieder in einem Bauernhof im Heu. Hier schloß sich der eine der beiden jungen Leute anderen Burschen an, die sich durch die Bolschewikenfront zu den „Weißen“ durchschleichen wollten. Bei uns blieb der junge René v. Mickwitz, ein Estländer.

Am dritten Tage hörten wir früh morgens Geschützfeuer und erfuhren, daß die Bolschewiken Bauske angriffen. Die große Straße von Schönberg nach Bauske erreichten wir beim Krug Schagar, ungefähr 15 Km. östlich von Bauske. Dort setzten meine Schwester und ich uns abseits vom Führer und seinen Begleitern in einem Kiefernwäldchen hin um zu frühstücken. Plötzlich befanden wir uns mitten unter Bolschewiken-Soldaten, die unterwegs nach Bauske waren. Es fuhren 2 ziemlich schwere Geschütze und ein Kommandierender in einer bequemen Kalesche an uns vorüber und eine Abteilung machte dicht neben uns Halt. Es war gut ausgerüstetes russisches Militär. Ein Offizier trat an uns heran, ein unangenehm anssehender Mensch, — in einem Mundwinkel hing eine Zigarette während er sprach, — und fragte uns barsch, was wir hier machten. Ich erwiderte wir wären arme Esten, die in Riga gehungert hätten und hier Lebensmittel zu kaufen suchten. Unvorsichtigerweise fügte meine Schwester hinzu „und keine finden“. — „Hier keine finden?“ fragte er mit mißtrauischem Blick, — was ich sofort dahin zurechtstellte „nur zu Preisen, die wir nicht zahlen können“. — Der widerliche Mensch betrachtete uns eine Zeitlang — wir waren ihm offenbar verdächtig. Aber ich sagte einige estnische Worte, steckte ruhig eine Kartoffel in den Mund und sah ihm kauend mit blöder Miene ins Gesicht. Da kehrte er uns ärgerlich den Rücken.

Da wir von Osten nicht nach Bauske gelangen konnten, wollte der Führer es von Süden aus versuchen, und dazu mußten wir über den Memelfluß setzen. Wir erreichten ihn östlich vom Gute Klein-Memelhof. Auf einer ganz kleinen Fähre, auf der nur 2 Menschen stehen konnten und über die das Wasser hinwegspühlte, brachte der Fährmann, — mit einer langen Stange das Floß schiebend, einzeln die Menschen nach Litauen hinüber. — Auf der kurischen Seite saß ein Bolschewiken-Soldat, ein Russe, der nur gegen Vorzeigung einer Legitimation das Uebersetzen gestattete. Ich sollte auf den Offizier warten, sagte er, vielleicht würde er es erlauben, ohne Legitimation zu passieren. — Der Offizier würde es keinesfalls erlauben, dachte ich, was sollte ihn dazu veranlassen. Ich setzte mich neben den Soldaten und fragte, in welcher Gegend er zu Hause sei. Aus dem Gouvernement Pensa. — Jetzt kam mir meine Lektüre in Pallas Reisebeschreibungen zustatten. — Aus Pensa, sagte ich, welch ein schönes Land, wie fruchtbar, wie schöne Eichenwälder, und wie gute Menschen dort leben, — ich sprach begeistert von dieser Gegend, — und was machst du, mein Täubchen (Golub-tschik) hier in unserem armen Lande, ich wäre schon längst zurückgegangen. Er antwortete nur mit Seufzen. Da kam den Fluß entlang ein Militär auf uns zu. Der Soldat sprang auf, ging ihm entgegen, stattete einen Rapport ab, der Offizier verschwand in einem Haus, der Soldat setzte sich neben mich,kehrte mir den Rücken zu — und piff. — Ich zog die Stiefel aus und ging zum Fluß, setzte über, meine Begleiter folgten, der Soldat sah auf die andere Seite. — Ich segnete in Gedanken den lieben, alten deutschen Gelehrten Pallas. Wir waren in Litauen, das erfüllte mich mit neuer, leider trügerischer Hoffnung.

Während ich mir die Strümpfe anzog, sprengten zwei Reiter heran, mich rücksichtslos fast überrennend, auf schönen

Pferden, die sicher aus irgendeinem herrschaftlichen Stall gestohlen waren. Sie fragten über den Fluß, welche Abtheilung dort stehe, erhielten die Antwort und waren im nächsten Augenblick wieder verschwunden.

Wir gingen in der Richtung nach Bauske in den Wald. Es war dichtes Laubgehölz, ich glaube zum Gute Grenzthal gehörig. Vor uns krachte und knatterte Maschinen- und Gewehrfeuer, wie es schien, nur wenige Kilometer entfernt. Es hatte keinen Sinn sich der Gefahr erschossen zu werden auszusetzen. Ich erklärte dem Führer, wir müßten über den anderen Zufluß der Semgaler Aa, die Muffe (Muschka) gehen, um von Westen nach Bauske zu gelangen. Das wäre nur möglich, wenn wir weit nach Süden, bis zum Orte Salaty gingen, sagte er, — was ich billigte. Wir erreichten wieder das freie Feld, sahen von ferne das Feuer der Feldgeschütze aufblitzen und schlossen uns einem Haufen Lebensmittelsuchern an, es waren meist Russen aus der Moskauer Vorstadt von Riga. Da kam ein Feldjäger herangeritten und fragte nach Legitimationen. Ich schlug mich zu den bereits Untersuchten, der Reiter hatte Eile und diesmal war ich wieder durchgeschlüpft.

Am Abend suchten wir in Bauernhäusern ein Unterkommen zu finden. Doch wollte uns niemand aufnehmen, bis wir endlich, als es bereits dunkelte, in einem kleinen Gutshause Aufnahme fanden. Da schiefen wir auf der harten Diele, die nur mit einer dünnen Schicht Stroh beschüttet war.

Am nächsten Vormittag erreichten wir den Ort Salaty. Ein Bolschewiken-Soldat beschäftigte sich damit, das Landvolk über den Fluß zu setzen und auch wir benutzten den Kahn. Das Geld, das ich ihm für seine Mühe bot, wies-

er stolz zurück. Wir stiegen das ziemlich steile Ufer hinan. Da stellte sich mir ein Bolschewik, ich hielt ihn für einen russischen Unteroffizier, in den Weg und fuhr mich grob an: was ich hier suche, hier werde gekämpft, da hätten Fremde nichts zu suchen: „Wer hat Ihnen die Erlaubnis gegeben über den Fluß zu kommen, — sofort gehen Sie zurück!“ In diesem Augenblick erhielt er von einem Soldaten eine Meldung, wandte mir den Rücken und lief davon. Der Führer ermahnte uns zur Eile und wir kehrten in einem Bauernhof ein. Die Wirtsleute waren nicht sonderlich freundlich gegen uns, erlaubten aber doch uns in der Scheune niederzulassen, wo wir nächtigten. Am anderen Morgen sagte der Führer, daß er uns mit der Absicht begleitet hätte, Lebensmittel für Riga zu kaufen, hier fände er nichts, er werde mit seiner Tochter über den Fluß zurückgehen und abends wiederkommen. Wir verlebten einen öden Tag in der Scheune, sahen durch die Türspalten, wie Militär mit Geschützen nach Süden zog und hörten den ganzen Tag über schweres Geschützfeuer in verschiedener Entfernung und Richtung. Der Abend kam, der Führer kehrte nicht zurück, es war offenkundig, er hatte uns verlassen. Er hatte die Unmöglichkeit eingesehen uns zur deutschen Front zu bringen und überließ uns unserem Schicksal. Auch einen Teil unseres Geldes hatte er mitgenommen, es war aber nicht mehr, wie ihm als Führerlohn versprochen worden war. Die Wirtsleute verlangten, daß wir das Gehöft verlassen sollten, und wir erklärten, dies am nächsten Morgen zu tun und blieben eine zweite Nacht in der Scheune. Mir war sehr sorgenvoll zu Mut, jetzt waren wir ohne Führer, ohne Dolmetscher in uns ganz unbekannter Gegend mitten in der Kampffront, — uns selbst überlassen.

Ich erfuhr, daß die Bolschewiken an diesem Tage einen Ort nordwestlich von Salaty, ich glaube er hieß Kiemiany, niedergebrannt hätten und ich beschloß, uns dahin zu wenden, vielleicht werde man uns dort weniger beachten, auch lag er in der Richtung, die wir nach Bauske zu einschlagen mußten.

Ununterbrochen hatten wir das schönste, sonnige Wetter gehabt, dadurch konnte ich zu jeder Tageszeit die Himmelsrichtung bestimmen. Wir wanderten mehrere Stunden und ließen uns dann im Schatten eines Busches neben einem kleinen Rinnsal nieder. In der Nähe waren vereinzelt Bauerngehöfte, aber kein Mensch war sichtbar. Da erschien über uns ziemlich niedrig kreisend ein deutscher Aeroplan und sofort wurde er aus allen Häusern ringsum beschossen, und plötzlich ritten drei Feldjäger auf uns zu, — hielten an und fragten nach Legitimationen. Als ich erklärte, keine zu haben, befahl der Anführer einem Reiter, uns ins Hauptquartier zum Kommandierenden abzuführen, er selbst ritt schnell mit dem anderen davon.

Wir folgten dem Reiter, — Mickwitz unterhielt sich mit ihm, dicht hinter dem Pferde gingen meine Schwester und ich. Ich mußte mich auf ein strenges Verhör und auf Leibesvisitation vorbereiten, daher verlangte ich, daß meine Schwester mir die deutschen Legitimationen, die sie im Strumpf versteckt hatte, sofort übergebe, was ihr auch glücklich gelang. Da bekam ich aber ein leuchtend gelbes Kuvert in die Hand, das ich auf der freien Fläche über die wir gingen, unmöglich wegwerfen konnte. Nach einiger Zeit kamen wir durch eine Viehweide und ich steckte die Papiere in eine vom Vieh ausgetretene Vertiefung. Da das Kuvert herausragte riß ich schnell ein Stück Rasen ab und bedeckte das Loch. Als ich

auffah, hatte der Reiter angehalten und sah mir zu; zu unserem Glück begriff er nicht, was ich gemacht hatte.

Wir kamen zum Gehöft in dem der Kommandierende sein Quartier hatte. Auf dem Hof standen Pferde und zwei Kanonen, ins Haus liefen von verschiedenen Seiten Telephondrähte und es schien voller Menschen zu sein. Der Reiter führte uns in einen Garten voll blühender Obstbäume und übergab uns den dort im Grase liegenden Bolschewiken, ihnen gleichzeitig einen Rapport abstattend, es lagen dort vielleicht 10 Mann. Da erhob sich einer der Liegenden und sagte auf russisch in höhnischem Ton: „Aha, wir kennen uns, vor 2 Tagen habe ich dir gesagt, du sollst dich sofort von hier entfernen, du treibst dich immer noch hier herum, — jetzt bist du beim Aeroplan gefaßt worden, wenn der Kommandierende kommt, wirst du erfahren, was mit dir geschehen wird!“ — Ich erkannte den Mann, der mir am Flusse begegnet war, antwortete nichts und setzte mich auf die Erde. Dasselbe taten Mickwitz und meine Schwester.

Ich wußte, was mir unfehlbar bevorstand, die Bolschewiken machten mit Verdächtigen ein schnelles Ende. Daß ich wahrscheinlich gehenkt werden sollte, kam mir nicht in den Sinn, ich glaubte erschossen zu werden. Ich legte mich ins Gras, nahm meinen Rucksack unter den Kopf und sah durch die blühenden Apfelbaumzweige in den blauen Himmel. Jetzt ist es aus, hoffentlich ohne Qual, — wie ich es mir immer ersehnt hatte . . . Aber was wird aus meiner armen Schwester werden. Die werden sie laufen lassen . . . sie wird sich irgendwie weiterhelfen.

In der Nähe sang eine Rauchschwalbe, — ich dachte an ein Lied, das ich als Knabe gesungen hatte, — Jugendzeit, — wie weit, wie weit, — was einst war . . . ich war so

müde, — ich wollte an nichts denken, nichts hoffen, — nichts fürchten, nur ruhen, — ruhen, — schön ruhen, — bis ich gerufen würde.

Ich glaube, ich hatte fest geschlafen, vielleicht nur kurze Zeit, ich weiß es nicht. — Plötzlich fielen mir kalte Wassertropfen ins Gesicht, ich blickte in die Höhe, der Himmel war nicht mehr blau, er war tiefgrau, fast schwarz. Die Bolschewiken waren bis auf zwei, die uns bewachten, verschwunden. Immer dichter fiel der Regen. — „Weshalb hat man euch gefangen genommen?“ fragte ein Wächter. „Zuerst hat man uns unsere Pässe weggenommen, jetzt hat man uns gefangen, weil wir keine haben! ist das nicht eine Dummheit?“ — antwortete ich. In diesem Augenblick begann es plötzlich vom Himmel zu gießen. „Packt euch zum Teufel“ schrien unsere Wächter und liefen davon. Das ließen wir uns nicht zweimal sagen, mit schnellen, ruhigen Schritten gingen wir dicht am Hause vorbei, in dem wüstes Geschrei zu hören war, und dann eine Allee entlag auf einen Gutshof zu. Wir waren nur kurze Zeit gegangen, da hörte der Regen auf und heller Sonnenschein umfing uns wieder.

Auf dem Gutshof kehrten wir in einer Knechtswohnung bei freundlichen Leuten ein. Sie erzählten uns, daß der kleine Gutshof einem Ingenieuren gehöre, der jetzt nicht hier lebe. Ich setzte mich in der Stube an einen Tisch und sah auf den Hof. Vor dem Fenster zankten sich Spaziergänger, — auch unter ihnen Unfriede, — aber sie mordeten sich doch nicht gegenseitig, wie die Menschen. Mir war ganz wirt im Kopf, ich sollte doch totgeschossen werden, ich versuchte mich zu besinnen, wie war ich freigekommen, wie war es doch gewesen, unbegreiflich. Mickwitz kam mit einem Stück gekochten Fleisches in der Hand und warf es auf den Tisch, und er-

zählte, daß er mit dem Bolschewikenchef Freundschaft geschlossen und daß er das Mark aus einem Knochen gesogen, das habe köstlich geschmeckt. Er hatte ein glückliches Gemüt, er kannte keine Sorgen. Ich verschlang das Fleisch, seit vielen Monaten hatte ich kein frisches Fleisch genossen. — Der Hauswirt kam und begann ein Gespräch, vorsichtig meine Meinung prüfend, ob dieser Zustand nicht endlich aufgehört werde, man könne keine Arbeit ruhig machen und werde ausgeplündert, — bald seien die Weißen hier, dann wieder die Roten. — Ich konnte ihm nichts tröstliches sagen. Zeitig am Abend führte er uns in die Scheune und wünschte uns gute Ruhe.

Nach einigen Stunden erquickenden tiefen Schlafes wachte ich auf, reckte die Glieder und empfand neue Zuversicht. Am Brunnen wusch ich mir Gesicht, Brust und Hände, die Sonne war noch nicht aufgegangen, kein häßlicher Laut unterbrach die tiefe Stille. Menschen und Vieh schliefen, auf der Wiese lag ein leichter Nebel, fern im Gehölz balzte ein Birkhahn, — die Zeit der Hochzeiten war längst vorüber, — wahrscheinlich ein junger Narr, den die alten Herren vertrieben hatten, der jetzt mit seiner Männlichkeit prahlte. Du verdankst es den Bolschewiken, daß kein Wild- dieb dir nachstellt, dachte ich.

Heute war der entscheidende Tag, mit ruhiger Ueberlegung und schneller Entschlossenheit mußte es glücken der Mörderbande zu entschlüpfen. Die Richtung, wohin wir gehen mußten, war mir nicht zweifelhaft, im Osten lag Salaty, im Süden war tags zuvor Geschützfeuer zu hören gewesen, im Norden wurde gekämpft, — nur im Westen hatte ich während der vergangenen Tage nicht schießen gehört, dort mußte die ausgedehnte Front eine Lücke haben. —

Ich weckte meine beiden Gefährten, die waren so sorglos und überließen mir alles Denken und Führen. — Dann ging es durch taunasse Wiesen und zwischen Feldern rastlos in gleicher Richtung weiter, bald schien uns die Sonne heiß auf den Rücken, in weiter Ferne sahen wir einen Meldereiter, und nach mehreren Stunden schneller Wanderung war ich überzeugt, daß wir der Gefahr entronnen seien. Das sagte ich auch meinen Begleitern. Vor uns lag ein Friedhofs-Hügel, den erstieg ich, um Rundschau zu halten.

Ein kalter Schrecken fuhr mir durch die Glieder, — der Anblick war zu unerwartet, zu überraschend. Vor mir, auf einem halben Kilometer Entfernung — eine Bolschewiken-Front, — je 20 Schritte von einander standen die Soldaten, — endlos nach rechts und links so weit ich über die Fläche sehen konnte. Ein Meldereiter ritt die Front entlang, von Süden hörte ich schweres Geschützfeuer.

Der frohe Mut, den ich noch soeben gehabt, war dahin, denn hoffnungslos war unsere Lage. Wir gingen in ein naheliegendes Bauernhaus und baten um zeitweilige Aufnahme. Der Wirt verweigerte sie mit Entschiedenheit, er könne Fremden nicht Einlaß geben, weil hier gekämpft werde. Stumm sah mich meine Schwester an, ich wußte keinen Rat und keinen Trost.

So standen wir unentschlossen und traurig vor dem Hause, als plötzlich die Vieherde der Bauern mit lautem Geschrei der Hirten herangetrieben wurde, und hörten rufen, daß die Front zurückgehe. Instinktiv schlossen wir uns der Herde an und drängten uns mit ihr in den Viehstall. Hier saß ich auf, einem Trog von einer Kuh an die Wand gedrückt. Nach kurzer Zeit gingen dicht an der Wand des Stalles zwei Bolschewiken schimpfend vorbei. Durch eine

Spalte in der Wand konnte ich sehen, daß einen Kilometer zurück die Front sich wieder aufstellte. Jetzt war es an der Zeit sich aus der Herde herauszudrücken. Den Bauern, der an der Tür stand, baten wir um etwas Nahrung. Er war jetzt guter Laune, gab uns Milch und Brot und mahnte nur zu großer Eile. Fast fröhlich wanderten wir nun wieder nach Westen, bald überschritten wir einen Weg, der nach Norden führte, ich wagte aber nicht diesem zu folgen und weiter gingen wir in brennender Sonnenhitze. — Da endlich eine große Straße, an der ein Pfosten stand mit deutscher Aufschrift: Bauske 20 Kilometer. Wir kehrten in ein Wirtshaus ein, dort saßen spinnende und webende Frauen, die uns zu essen gaben und nach kurzer Rast und Stärkung gingen wir nordwärts auf Bauske zu. Doch plötzlich waren wieder Reiter, entfernt auf uns zureitend, zu sehen. Schnell bogen wir vom Wege ab in ein Bauernhaus, doch wütend wies der Bauer uns von der Tür, einen dicken Knüttel schwingend. Weil ich annahm, daß wir bereits bemerkt worden seien, entschloß ich mich den Reitern entgegen zu gehen, sie scharf beobachtend. Und was sah ich mit freudigem Schrecken, das waren keine Bolschewicken. Sie hatten rote Streifen an den Mützen, das waren Deutsche, und einen Augenblick später hielten vor uns zwei frische Jungen, beinahe Knaben. — „Woher — wohin?“ „Flüchtlinge aus Riga.“ „Riga? — Riga ist gestern genommen, von den Unsrigen!“ Ich schrie hurra, — heiser vor Freude kam der Ruf heraus, — wahrhaftig? ist es möglich! — Ich hätte die schmucken Burschen küssen mögen, die Nachricht kam zu unerwartet, um sie gleich zu fassen.

Vor uns sahen wir Feldgrau, einige Reiter und zwei Geschütze, im ganzen 150 Mann, die halt gemacht hatten

und im Begriff waren auf einem Feldwege nach Osten abzubiegen, nach einigen Stunden mußten sie an den Ort kommen, bei welchem wir gestern gefangen wurden. Ich meldete dies einem Unteroffizier, er wies mich an den Rittmeister v. B. Diesem sagte ich, daß sie auf 15 Kilometer weiter auf eine starke Abteilung Bolschewiken stoßen würden und nannte den Ort, wo sie standen. Er betrachtete mich verächtlich, schnarrte mich preußisch an und gab seinem schönen Pferde die Sporen. Ich habe auf ihn gewiß einen sehr heruntergekommenen Eindruck gemacht. Die ganze Abteilung war sauber und neu ausgerüstet und ging wie zur Parade.

Ich wollte durchaus vor Abend Bauske erreichen. Ungefähr 5 km von der Stadt entfernt erklärte meine Schwester sie könne nicht weiter gehen. Brav hatte sie alle Tage durchgehalten, wir hatten doch in den sieben Tagen ungefähr 180 km zurückgelegt, geduldig einen schwereren Rucksack getragen wie ich, niemals gemurrt, — jetzt kam der Rückschlag, sie war dunkelrot im Gesicht, ich fürchtete für sie. Wir konnten aber doch nicht auf der Landstraße übernachten und setzten uns auf einen Grabenrand. Ich redete ihr freundlich zu, gab ihr das letzte Ei, daß wir noch hatten, zu essen, — und sie erholte sich nach einiger Zeit.

Vor Sonnenuntergang waren wir in Bauske. Da erfuhren wir, daß hier drei Tage lang ein wütender Angriff der Bolschewiken abgewehrt worden war. Nach Deutschland zurückkehrende, kürzlich ausgehobene Gardesoldaten waren zur Hilfe gerufen worden, hatten tapfer den schon in die Vorstadt eingedrungenen Feind zurückgeschlagen und die Stadt gerettet.

Spät abends war in Bauske das Gerücht verbreitet, eine ausgerückte Abteilung sei in einen Hinterhalt geraten und

habe Tote und Verwundete verloren. War es die, welche ich hatte warnen wollen? Ich habe es nicht erfahren können.

Alle Gasthäuser und Einfahrten waren vom Militär und Flüchtlingen besetzt. Meine Schwester und ich, wir hatten uns auf dem dürftig mit Stroh bestreuten, klebrig-schmutzigen Fußboden in einer jüdischen Schenke totmüde hingelegt. Doch konnten wir unmöglich schlafen, weil Mäuse um uns im Stroh raschelten.

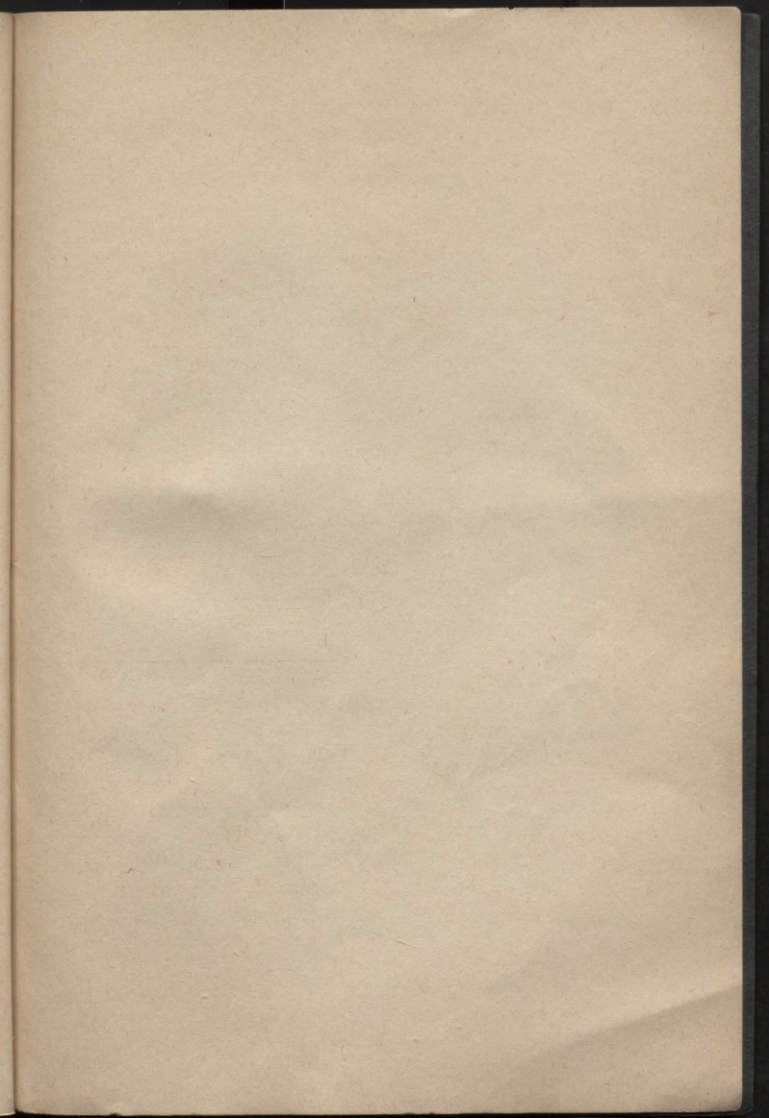
Vor Sonnenaufgang gingen wir zur Bauskenburg, um die Zeit abzuwarten, daß ein Eisenbahnzug uns nach Mitau brächte. Ich setzte mich in eine zerfallene Fensteröffnung der Ruine der Ordensvogtei, der Burg, die vor 500 Jahren vom Deutsch-Orden errichtet worden war, — zum Schutz des Landes gegen slavische Unkultur, — und sah hinaus ins weite fruchtbare Land, das im Scheine der Frühsonne grün leuchtend vor mir lag. — Es war befreit, — befreit von der aus Osten kommenden Tyrannei, die uns, — Gott gebe es, — zum letzten mal bedrückt hat, — befreit durch die Hinglinge denen ich vor einem halben Jahr in den Straßen von Riga begegnet war, die mit jugendlicher Begeisterung den Kampf für die Heimat mit einem an Zahl viel stärkeren Feinde todesmutig aufgenommen hatten, — eine That in Bedeutung und Wirkung vergleichbar mit der Abwehr des Mongolenangriffes auf Deutschland in der Schlacht bei Bahlstatt, und Ordensmeisters Plettenberg Siege über die Moskowiter.

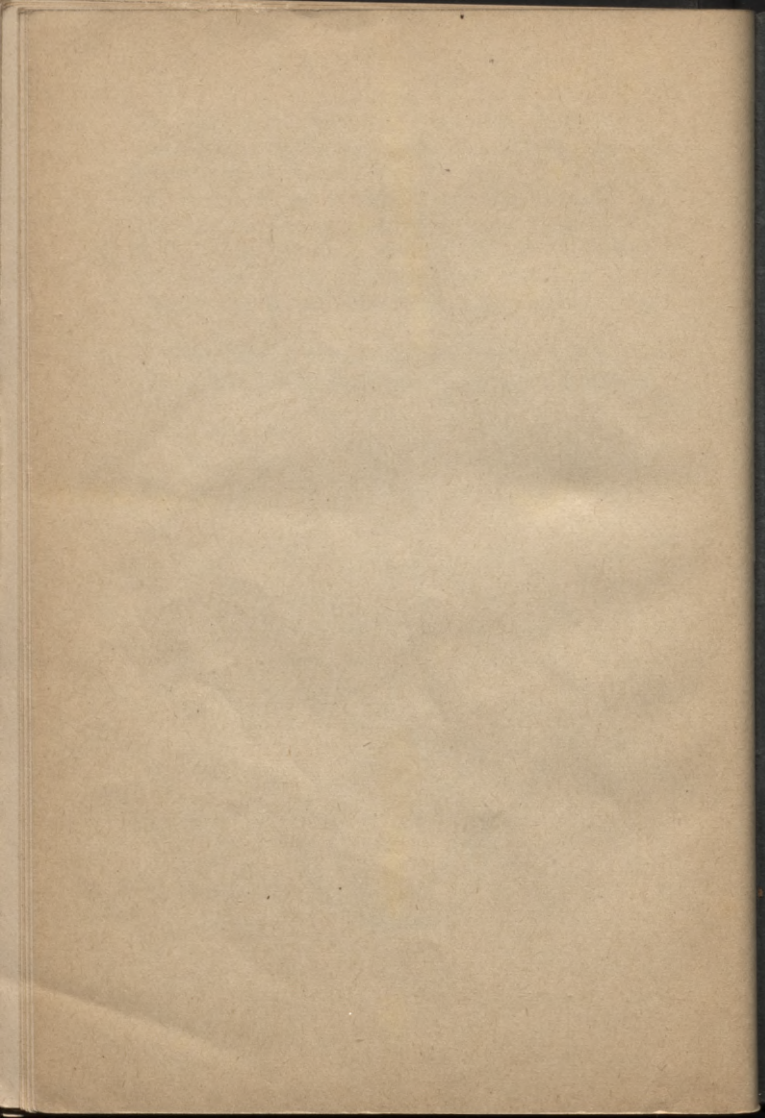
Ich dachte an die langen Winternächte, die ich auf die Wörder wartend durchwacht hatte, — dachte, wie merkwürdig ich und die Meinen, die jetzt auch befreit waren, verschont geblieben, als rings um uns Männer und Frauen in die Gefängnisse geschleppt, gequält und gemordet wurden. —

Ich dachte an die letzten Tage. Ohne mein Zutun war ich zweimal aus hoffnungsloser Lage herausgeführt worden. Woher der wunderbare Regen, der unsere Hecker vertrieb, der einzige Regen in wochenlanger Zeit? Woher der Reiter, der den Feinden befahl zurückzugehen, damit wir freie Bahn hätten! Ich fühlte eine mir auferlegte Verpflichtung für den Rest des mir geschenkten Lebens und dachte an das Büchlein, das ich in dunklen Tagen gelesen und sprach das Gebet:

Vater unser . . . erlöse uns vom Uebel . . . denn Dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit.







LATVIJAS NACIONĀLĀ BIBLIOTĒKA



0309110271

20 MAR 1920